

Kriegswinter 1944/45

Als junger Soldat im Kessel von Ostpreußen



Als siebzehnjährige Grenadier der Division Hermann Göring in Berlin-Reinickendorf

erlebt von Heinz Langejürgen
aufgeschrieben im Winter 1995

Ostpreußen im Winter 1944 / 45

Weihnachten 1944; letzte Kriegsweihnacht; aber das wußten die Männer in der grauen Uniform der „Division Hermann Göring“, Feldersatzbataillon 262, nicht, obwohl abzusehen war, daß der Große Krieg, das große Sterben seinem Ende entgegen ging.

Die Division trug ihren Namen nach einem der gewichtigsten Männer des *Tausendjährigen Reiches*, der sich als hoch dekoriertes Frontoffizier des Ersten Weltkrieges, der stets etwas Besonderes sein wollte, nicht nur „Marschall“ sondern *Reichsmarschall* nennen durfte; und da er den Reichsapfel nicht erhalten konnte, sah man ihn stets mit dem Marschallstab in der Form des Reichszepters; und so war er nicht nur „Jägermeister“, sondern *Reichsjägermeister*.

Maßlos nicht nur bei Titeln, Orden und Ehrenzeichen, maßlos auch im Leibesumfang und nun auch mit einer eigenen Division, deren Soldaten seinen Namen auf einem schmalen Band am linken Ärmel ihrer grauen Uniform trugen.

Längst hieß er im Volksmund - auch in seiner Division - nicht mehr „Göring“, sondern alle Welt nannte ihn *"Meier"*, weil er auf einer Großkundgebung seiner Partei verkündet hatte, daß er diesen Namen tragen wolle, *wenn auch nur e i n feindliches Flugzeug Berlin erreiche!* Inzwischen waren es Tausende feindliche Flugzeuge, die von England aus den Weg über das Großdeutsche Reich bis zur Reichshauptstadt gefunden hatten und auch wieder heil in ihre Stützpunkte auf der Insel zurückgekehrt waren - ohne daß es der deutschen Luftwaffe möglich gewesen wäre, die feindlichen Verbände von ihrer Flugroute abzudrängen und daran zu hindern, ihre tödliche Fracht über den Wohngebieten und Industrievierteln der großen Stadt auszuklinken.

Nacht für Nacht ertönten die Luftschutzsirenen und forderten die Menschen auf, sich auf dem kürzesten und damit schnellsten Wege in die Luftschutzkeller und die dafür eigens errichteten Bunker zu begeben.

In Berlin-Reinickendorf lag die Stamm- oder Heimatkaserne der Division mit dem anspruchsvollen Namen, und dort hatte auch L. seine militärische Grundausbildung erhalten, nur kurze Zeit, alles ging so schnell, daß er sogar ohne Eid auf Führer, Volk und Vaterland mit anderen jungen Soldaten in einen Transportzug gesteckt worden war.

Jeweils fünfzig Soldaten mit den weißen Kragenspiegeln an ihrer grauen Uniform bestiegen einen der Güterwagen, die nichts weiter enthielten als in der Mitte einen eisernen Kanonenofen und auf dem Boden frisches Roggenstroh.

Wohin es gehen sollte, wußte von den unteren Chargen niemand, nur Gerüchte liefen um; sicher war nur, daß die Division im Osten lag, „größere Verluste“ gehabt hatte und "aufgefüllt" werden sollte.

Auf der Fahrt von Berlin in Richtung Ostfront gab es in Schneidemühl die erste *Feindberührung*. Der Transportzug stand im Bahnhof, als Sirenen Luftwarnung gaben und kurze Zeit später anglo-amerikanische Flugzeuge ihre Bombenschächte öffneten, Luftminen barsten, Bomben größeren Kalibers sich bis in die Keller von Wohnhäusern bohrten und Hunderte Stabbomben breitflächig ihr Feuer verteilten.

L. war es nicht mehr gelungen, den Bahnsteig zu verlassen, die Gleisunterführung und damit relative Sicherheit zu erreichen. Dicht hatte er sich an einen der schweren Sand- oder Aschkasten geworfen; erst mit Blick nach oben, sichernd, von wo aus Flugzeuge, Gefahr und Unheil für ihn kommen konnten, dann den Kopf eingezogen, abgedeckt mit Armen und Händen, die Füße eng auf den Boden gepreßt, um den umherfliegenden Bombensplittern so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten.

Als die erste Welle vorüber war, die Flak nur noch vereinzelt schoß und das Krachen der Bomben nachgelassen hatte, L. sicher war, daß er *dies* en Angriff überstanden hatte, öffnete sich halb über ihm der Deckel, die Lade auf einen Spalt. Zum Vorschein kam ein Stahlhelm, darunter zwei große Augen in ascheverschmiertem Gesicht - ein Kamerad von ihm, der in seiner Angst und in Sorge um Gesundheit und Leben Schutz nicht *neben* sondern *in* der Kiste gesucht und gefunden hatte.

Wie er Asche, Staub und Dreck wieder aus seiner Kleidung herausbekommen hat, weiß L. nicht. - Der Lokführer betätigte seine Dampfpeife, die Landser kamen zurück, kletterten in die Waggons, der Zug setzte sich eilends in Bewegung - raus aus dem Bahnhof, hinaus in die freie Landschaft.

Weit kamen sie jedoch nicht, dann rollte die nächste Bomberwelle auf Schneidemühl zu. Auch diesmal bedeutete Schnelligkeit überleben - raus aus dem Zug, so weit wie möglich laufen, rennen, sich hinwerfen, ran an die Böschung, rein in den Graben, Kopf in den Sand ausnutzen auch der kleinsten Deckung, horchen auf das zunehmende Heulen der Bomben, die krachenden, berstenden Explosionen und Detonationen, das Rattern und Zischen der Geschosse aus den Bordkanonen der Jagdmaschinen, die ihre fliegenden Verbände begleiteten.

Von deutschen Flugzeugen, von der vielgerühmten deutschen Armada des dicken Reichsmarschalls, des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, war auch diesmal weder etwas zu hören noch zu sehen.

Das blieb auch weiterhin so. Unvergessen bleibt L. eine Episode im sogenannten "Hinterland". Seine Einheit war aus der Frontlinie abgezogen und lag "sicher" in einem kleinen ostpreußischen Dorf im nördlichen Masuren. Es war ein frostiger, aber klarer Wintertag mit herrlichem Sonnenschein. L. hatte sich hinter einer Scheune auf einen Stapel alter Bretter gesetzt, seinen Soldatenrock ausgezogen und war auf "*Panzersuche*", wie es die Landser allgemein nannten, d.h. er brauchte das kleine Ungeziefer nicht suchen - nicht *er* hatte Läuse, sondern sie ihn; eine Plage, die ihm, wie den meisten seiner Kameraden, derart zu schaffen machte, daß jede sich bietende Gelegenheit zur "*Trockenreinigung*" genutzt wurde. Seit Wochen war an baden, reinigen, Wäsche wechseln oder andere kulturelle Tätigkeiten nicht mehr zu denken gewesen.

Wie sollte auch - hat ein Krieg jemals etwas mit "Kultur" zu tun gehabt? Darf sich ein Land, das andere Völker mit Krieg überzieht, überhaupt noch als "Kulturnation" bezeichnen? - Viele Fragen, doch nur wenige Antworten; und keine, die zufrieden stellen können! Die Sonne wärmt, die Luft ist ruhig, der Krieg scheint weit entfernt - urplötzlich Motorenlärm - ein russischer *Jabo* (Jagdbomber) im Anflug.

L. erkennt plötzlich, wie Tragflächen und Höhenleitwerk zu einem Strich verschmelzen, weiß nicht nur rational, sondern intuitiv, spürt mit seinem ganzen Körper, daß *er* das Ziel, *er* im Visier des Piloten ist.

Und im gleichen Augenblick, wie das Maschinengewehr losbellt, Einschläge wie auf einer Perlenschnur gezogen sich auf ihn zu bewegen, kann er sich hinter Balken und Bretter fallen lassen.

Beim erneuten Angriff der Maschine liegt er bereits auf der anderen Seite der Scheune und kann so den Einschlägen von MG und Bordkanone entgehen.

Als er sich bereits in Sicherheit fühlt, erfolgt der nächste Anflug, und aus niedriger Höhe wirft der Pilot eine Fünfhundertnerbombe als tödliche Fracht auf den kleinen Bauernhof.

Wieder hat L. Glück, die Bombe bohrt sich in unmittelbarer Nähe von ihm in die Erde, reißt einen tiefen Trichter, der Knall zerstört ein Trommelfell, nimmt ihm den Atem - aber die Splitter fliegen hyperbelgleich über ihn hinweg, treffen auf Haus, Scheune und Spei-

cher, reißen Rinde und Äste von den Obstbäumen, Löcher in die Wände und Bretter aus dem Scheunentor - aber er bleibt weitestgehend unversehrt; denn was zählen in dieser Situation schon das Dröhnen in den Ohren, die Benommenheit im Kopf, die Schmerzen an Rücken und Beinen von den Erdklumpen, unter denen er begraben wurde. -

Er lebte, hatte *überlebt*; einen Angriff moderner Technik, Hunderter PS, von Dynamit, Schnellfeuerkanonen und Maschinengewehr - alles nur für ihn - alles auf ihn gerichtet; - und er lebte, konnte sich bei seinem Gruppenführer zurückmelden, konnte in einen neuen, den nächsten Fronteinsatz zurückgeführt werden, war *seiner* Division, *seinem* Feldmarschall und damit dem Krieg für weitere *Feindeinsätze* erhalten geblieben

Über Bromberg war der Transportzug nach dem Zwischenfall in Schneidemühl (Es war übrigens, wie L. später erfuhr, der erste schwere Angriff, den die Stadt über sich ergehen lassen mußte.) weichselaufwärts bis Thorn und quer durch die masurische Seenplatte, an Allenstein vorbei, bis nach Insterburg geleitet worden.

Inzwischen war Dezember, als die Einsatztruppe das heutige Tschernjachowsk erreichte und nach kurzem Aufenthalt an dem Ort, wo die Inster und die Angerapp zusammenfließen, weiter ostwärts bis in die Gegend von Gumbinnen geordert wurde.

Ein Zug seiner Kompanie, zu der L. gehörte, war auf einem einzeln liegenden Gehöft untergebracht. Von den Besitzern oder Einwohnern war niemand mehr da; auch keine Möbel und kaum noch Einrichtungsgegenstände.

Hatten die Besitzer dieses Hauses ihre Habseligkeiten rechtzeitig auf Wagen verladen und nach Westen in vermeintliche Sicherheit bringen können - rechtzeitig, bevor ihr Anwesen Teil der Frontlinie wurde? Wir wissen es nicht.

Die Unterkunft war kahl und unfreundlich, wie es militärische Lager an sich haben. Aber in den Zimmern gab es Öfen. Die hier einquartierten Soldaten hatten es mollig warm, die Fenster waren gegen Fliegersicht verdunkelt und gegen eindringende Winterkälte abgedichtet.

Auf dem Tisch steht sogar eine Kerze. Sie erinnert daran, daß anderswo - in der Heimat, dort, wo nicht der Krieg zum Verstecken zwingt, Unheil und Verderben in sich trägt - Weihnachten, das *Fest der Christenheit*, das *Fest des Friedens* gefeiert wird. -

Anderswo, nicht hier in der Kälte, in der Nähe der Front, vor dem nächsten Einsatz, von dem niemand weiß, ob oder wie er ihn überstehen wird.

Dann ertönt das bekannte rollende Pfeifen des UVD, des diensthabenden Unteroffiziers, und das Schreien des „Spieß“; - *Alarm* - heute und hier?? - nein, nichts von dem, sondern *"... Raustreten zur Weihnachtsfeier!"*

Im Laufschrift auf den Hof, antreten der Züge im Karree - eingruppieren, ausrichten, melden, weitermelden an den Kompaniechef, bis die Einheit wie zur Fahnenweihe steht: keine Bewegung mehr im Glied, kein Laut - nur der Atemdampf der knapp zweihundert Mann pulsiert wie kleine Wölkchen in der klirrenden Kälte - unter, neben und über den grauen Stahlhelmen.

Der Schnee knirscht, als sich Hauptmann N. vor die Front seiner Soldaten - mehrfach aufgereiht wie auf einer Perlenschnur - begibt.

Die Soldaten hören kurze kernige Sätze; Wortfetzen erreichen sie, die viel lieber in der warmen Stube ihres Bauernhauses geblieben wären: *„Kriegsweihnachten - Notzeiten für Front und Heimat - unverbrüchliche Treue zum heißgeliebten Führer - Einsatz bis zur letzten Patrone - Feind letztendlich trotz scheinbarer Erfolge chancenlos - Führer befiehlt, wir*

folgen, wir gehorchen und stehen unsern Mann, da, wohin uns die Pflicht ruft - Heimat bis zuletzt verteidigen“

Jeder der grauen Soldaten erhält auf Befehl des Reichsmarschalls ein Weihnachtspräsen: *eine Schachtel Zigaretten und zu zweit jeweils eine Schachtel Streichhölzer!* -

Abtreten in die Unterkünfte - Weihnachtsfeier beendet.

Ein Weihnachten, das niemand der jungen Leute vergessen wird - vorausgesetzt, er überlebt den Krieg und erhält damit die Möglichkeit, sich zu erinnern: an diesen Abend, an die Kälte, an die Ansprache, an die Dunkelheit der Nacht, an Gedanken, die zurücklaufen nach Hause, zur Familie, in Erinnerung an Tannenbaum, Kindheit, Sicherheit und Geborgenheit – Heiligabend 1944!

Inzwischen schreiben wir den 9. Januar 1945. Es ist ruhig an diesem Teil der Front.

Sogar die Feldwache, das einsame Stehen auf freiem Feld - vor sich bis zur gegnerischen Linie niemand, der einem im Falle der Gefahr helfen könnte, der einen warnt, wenn Unheil naht, wenn irgendwo vor oder bereits neben einem in der Dunkelheit ein Soldat in der Uniform des Gegners mit der bekanntesten Maschinenpistole des Zweiten Weltkrieges, der Kalaschnikow, im Arm und Handgranaten am Gürtel des Uniformmantels verborgen ist - nur die Ungewißheit, das Nichtwissen, ob sich vor einem im Dunkel oder im Zwielflicht etwas bewegt, wer oder was es sein könne.

Auch das ist zu einer gewissen Routine geworden; auch Gefahr stumpft ab, wird - obwohl gegenwärtig - nicht mehr als körperlich nah und damit als weniger bedrohlich empfunden. Am Tage ist vereinzelt am südlichen Himmel ein steil aufsteigender Kondensstreifen zu sehen: „V 2“ - Hitlers und Herrn Meiers Wunderwaffe, in Westpreußen abgeschossen auf einen Feind, der die Reichsgrenzen bereits überschritten hat, der im Westen und hier im Osten näher rückt und dessen erklärtes Ziel es ist, Berlin, die Reichshauptstadt, die Garnisonstadt der Division des Reichsmarschalls, zu erreichen, den Krieg zu beenden und als Sieger aus diesem Krieg nach Hause zurückzukehren.

Vor allem die älteren Kameraden, Soldaten mit mehrjähriger Kampferfahrung an verschiedenen Frontabschnitten im Osten, wundern sich über diese Ruhe, werden von Tag zu Tag nervöser, erwarten den Angriff, diskutieren untereinander Einsatz- und Absetzmöglichkeiten, verstummen, wenn die Jüngeren näherkommen, am Gespräch teilnehmen wollen - - - . In der folgenden Nacht ist es dann so weit: Entferntes dumpfes Grollen am Westhimmel, Kanonendonner aus Richtung Insterburg - .

Und wieder sind es die Fronterfahrenen, die jetzt ihre jungen Kameraden über das, was zu erwarten ist, informieren: „Die schießen sich ein - es geht los!“ und dann das oft zitierte Bonmot: „Vorwärts, Kameraden, wir müssen zurück!“

Obwohl von allen erwartet, kommt der Angriff für *den* Moment unerwartet, plötzlich, ohne jede Vorwarnung - und mittendrin L. mit seinen jugendlichen Kameraden; keiner von ihnen über 18, alle noch im jugendlichen Alter, keiner von ihnen mit einer abgeschlossenen Ausbildung; die meisten gerade 17 Jahre jung, Schüler ohne Schulabschluß und Lehrlinge ohne Gesellenbrief!

Wenige Stunden später gehören auch sie zu den "*Kämpfern mit Fronterfahrung*".

Der erneute Rückzug beginnt: Aufbruch in Minuten, Wäsche, naß von der Leine in die Rucksäcke gestopft, gefriert im Nu, drückt auf den Rücken, hindert bei jeder Bewegung. Minus 25 Grad nach der Rechnung des Schweden Anders Celsius, es mögen auch 30 Grad oder noch mehr Kältegrade sein. Niemand hat sie gemessen, aber alle, die dabei sind, spüren sie, versuchen, sich dagegen zu wehren.

Die Kälte beißt im Gesicht, die Finger und die Zehen sterben langsam ab, die Zugmaschine für das schwere Geschütz springt nicht an - der Zugführer schreit seine Befehle - Schüsse bellend, Leuchtraketen fallen vom nächtlichen Himmel - Rucksäcke fliegen in den Schnee - Seile werden trotz der Kälte geknotet und an die Lafette gebunden; zwanzig, fünfundzwanzig Mann spannen sich vor die 15cm-Feldhaubitze: Kampf gegen Kälte, Schneesturm und die eigene Schwäche.

Hinter sich die erdbraun gekleideten, in breiter Front anrückenden Truppen der Roten Armee - vor sich die Ungewißheit.

Die Kraft läßt nach, trotz der eisigen Kälte stehen einzelnen die Schweißtropfen auf der Stirn, die Pausen werden länger, bis der Geschützführer die Ladeluke seines Geschützes aufzieht, den Verschluß herausreißt und im Bogen in eine Schneewehe wirft. Drei Handgranaten werden in das kurze Geschützrohr geschoben und gezündet - weglaufen - Deckung im Schnee - Detonation, und es geht weiter. -

Absetzen in Richtung Westen, rückwärts in Richtung Heimat - Absetzbewegung. Im Wehrmachtbericht heißt das *Frontbegradigung aus taktischen Gründen*, und ist doch Flucht, Weglaufen vor einem überlegenen Gegner und an dieser Stelle der Beginn der großen Offensive, mit der die Rote Armee am 12. Januar 1945 die letzte Phase der Eroberung des Kessels Ostpreußen einläutet, der bereits zwei Wochen später mit dem Erreichen der Ostsee bei Elbing durch die Russen geschlossen wurde.

Die Strategie des russischen Generalstabs ist eindeutig und damit für die erfahrenen Soldaten auch leicht zu erkennen: an einzelnen Punkten der Front den Druck massiv verstärken, dann durchbrechen, Einheiten abtrennen und aufreiben!

Die taktische Aufgabe des Bataillons, zu dem L. gehört, wird dadurch nicht mehr vom deutschen Generalstab, sondern von russischen Generälen diktiert; sie kann nur darin bestehen, so lange wie möglich standzuhalten, um ein schnelles Vordringen der feindlichen Kräfte zu verhindern und den Anschluß an die benachbarten Einheiten nicht zu verlieren.

Unser junger Soldat wird abkommandiert zum Bataillonsstab. Er gehört zu den wenigen in dieser Einheit, die Generalstabskarten und technische Zeichnungen nicht nur lesen können, sondern auch in der Lage sind, Gefechtsstände und andere militärisch wichtige Objekte auszumessen und in Meßtischblätter bzw. geographische Zeichnungen zu übertragen. Der Auftrag lautet: für neue Geschützstellungen die Lage erkunden, dann aufnehmen, in Pläne eintragen, abstimmen mit anderen Stellungen und militärischen Einrichtungen.

Sie sind in der Gruppe zu dritt, erledigen ihren Auftrag mit gewohnter militärischer Prägnanz, lassen sich Zeit dabei, haben es nicht eilig, wieder in die vordere Linie zu kommen. Doch dann müssen sie feststellen, daß ihre Einheit nicht mehr an dem Platz ist, wo sie sich getrennt haben.

Ohne es zu bemerken, sind die Kameraden nördlich oder südlich an ihnen vorbeigezogen. Sie wissen dadurch auch nicht, ob sie schlicht und einfach vergessen wurden, oder ob sie von ihren Dienstvorgesetzten aufgegeben, im Stich gelassen wurden.

Die Situation wird für sie zunächst nur wenig durchschaubar, dann unwirklich und schließlich unheimlich.

Geschützdonner nur in der Ferne; in der Nähe keine deutsche Einheit; kein Rasseln von Panzerketten, keine Gewehrschüsse - eine Ruhe, die sie nicht mehr kennen, die gefährlich für sie ist, die sie zwingt, die Sinne noch mehr als sonst anzuspannen; denn wo verläuft

jetzt die Front? Gibt es zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch eine zusammenhängende Linie? Ist der Russe vor, neben oder bereits hinter ihnen???

Sie kommen in ein Dorf, sichern vorsichtig, wie sie es für den Nahkampf gelernt und vielfach geübt haben; schleichen sich geduckt an den Häusern entlang der Dorfstraße vorbei; immer gegenwärtig, aus einem Fenster oder einer offenstehenden Tür beschossen zu werden; doch keine *braunen* - aber auch keine *grauen* Uniformen zeigen sich. Kein Mensch ist zu sehen; nur das Brüllen von Kühen klingt aus den Ställen -
Wo sind die Dorfbewohner. Was ging hier vor?

Im Keller eines Wohnhauses finden sie eine verängstigte „Ostarbeiterin“ - Russin, Ukrainerin oder Polin? Wen schert oder interessiert das in dieser Situation?

Sie kann etwas Deutsch, berichtet den dreien, was hier vorgegangen ist: Morgens in der Frühe haben die auch von den Landsern gefürchteten „Kettenhunde“ von der Feldpolizei der Bevölkerung den Befehl zur sofortigen Räumung des Ortes gegeben.

Da half kein Widerspruch, kein Bitten und Flehen.

Die Dorfbewohner erhielten keine Zeit, ihr Vieh zu versorgen, Sachen zusammenzupacken, Wagen zu beladen. Nicht Stunden - Minuten blieben ihnen, um das Dorf, ihre angestammte Heimat zu verlassen; an- und weggetrieben von ihren eigenen Soldaten, von einer Einheit der Deutschen Wehrmacht.

Das junge Mädchen hat sich verstecken können. Nachdem ihr erster Schock überwunden ist und sie merkt, daß sie vor diesen drei Soldaten keine Angst zu haben braucht, zeigt sie ihnen Regale mit Eingewecktem, holt aus einem braunen Krug altbackenes, aber äußerst schmackhaftes Brot - Lebensmittel, die die Eigentümer zurückgelassen hatten und vielleicht jetzt schon bitter vermißten!

Die drei jungen Soldaten helfen dem Mädchen, das Vieh notdürftig zu versorgen, werfen Futter in die Raufen, können schließlich das Schreien der vom Milchdruck geplagten Kühe nicht mehr hören, binden sie los, öffnen die Tore der Scheune - Futter ist genug da.

Auch für sie selbst gibt es dank der Hilfe durch die junge Ostarbeiterin eine solche Auswahl an Lebensmitteln, wie sie es seit Monaten nicht mehr gesehen haben.

Entgegen allen Vorschriften werfen sie ihre Gasmasken hinter die Strohbälle in der Scheune und stopfen die jetzt leeren Dosen voll mit Eßbarem - für alle Fälle. Gasalarm war in diesem Krieg aus ihrer Sicht höchst unwahrscheinlich, aber sie durften annehmen, daß der Fourier in den nächsten drei Tagen keine Rationen für sie bereit hielt - vorausgesetzt, sie schafften es überhaupt, den Weg in die deutschen Linien unbeschadet zu finden.

Die drei Landser lassen sich den kürzesten Weg in das nächste Dorf beschreiben und ziehen weiter in Richtung Westen, in der Hoffnung, auf ihr altes Bataillon zu treffen und nicht einem Späh- oder gar Stoßtrupp der Roten Armee in die Arme zu laufen.

Und es gibt noch Wunder; am nächsten Tage gelingt es ihnen, die deutsche Frontlinie unbeschadet zu erreichen.

Ihren Auftrag haben sie ausgeführt, die Pläne und Zeichnungen angefertigt - aber die Zeit ist ihnen davongelaufen. Wo die Geschütze des Bataillons stehen sollten, ist jetzt bereits die Etappe der russischen Streitkräfte, und ihre eigene Einheit befindet sich mit vielen anderen weiter auf dem Rückzug, gedrängt und verfolgt von den Truppen der Roten Armee.

In den folgenden Wochen lernt L. weite Teile Ostpreußens aus der Perspektive des Frontsoldaten kennen. Ortsnamen, wie Friedland, Preußisch Eylau, Heilsberg, Allenstein und Braunsberg, sind ihm auch heute noch geläufig, haben sich eingepägt, sind für ihn verbunden mit stundenlangen Märschen durch Schnee, mit Kälte und Ängsten, mit stetigem Richtungswechsel - mal nach Osten, dann wieder süd- oder südwestwärts - mit tiefer Orientierungslosigkeit, mit Kampfeinsätzen, mit Angriff und Flucht vor einem überlegenen Gegner, mit Erinnerung an Kameraden, die zurückgelassen werden mußten, die den Strapazen stundenlanger Märsche durch Schneesturm und über vereiste Landstraßen nicht gewachsen waren, die verwundet liegen blieben, weil sie von ihren Kameraden nicht mitgenommen werden konnten, oder in den blutigen Auseinandersetzungen von Gewehrkugeln oder Granatsplittern getroffen waren, erschossen, getötet in diesem furchtbaren Krieg, in dem nicht einmal die Zeit blieb, den getöteten Kameraden einigermaßen würdig eine Grabstätte zu richten.

Aber auch Erinnern an endlose Trecks, an zivile Personen, an Frauen, Kinder, kranke Männer und Greise, an trostlose, von Angst, Kälte, Entbehrungen, von wochenlanger Flucht gezeichnete Gesichter, an Erfrorene, an leblose Gestalten, die von ihren Angehörigen auf dem Randstreifen der Autobahn abgelegt worden waren, auf der vor endlos lang scheinender Zeit Urlauber und Geschäftsleute nach Königsberg gefahren waren – damals noch ohne Angst, ohne Panik, ohne von „T 34“, den so erfolgreichen Panzern der Roten Armee, verfolgt, gejagt und beschossen zu werden, ohne Jagdbomber am Himmel und ohne Feldpolizisten, die Familien mit ihren Wagen voller Hausrat und menschlichem Elend von den Straßen trieben, damit militärischer Nachschub, neue Munition und frisches Verbandsmaterial „nach vorne“, zur kämpfenden Truppe kommen konnte oder auch der reibungslose „Rückzug“ - um nicht von regelloser Flucht zu sprechen - einer Stabseinheit mit ihren Kisten und Koffern gewährleistet war. --

Das Ganze ist ein wirres Mosaik der Auflösung eines Heeres, des Schreckens und Elends eines Krieges, der seinem Ende entgegengeht, der sich in Agonie befindet, der jedoch das Ende nicht finden kann, sondern von einer Maschinerie in Gang gehalten wird, die - einmal in Bewegung gesetzt - wie ein Perpetuum mobile in sich, durch sich und durch eine Militärbürokratie aufrechterhalten wird, bis die letzte Schwungkraft, die letzte Reserve verbraucht und aufgebraucht ist.

Der Name eines Ortes im westlichen Ostpreußen, im Natangen, dem Gebiet zwischen Samland und dem Ermland, hat sich L. tief eingepägt, ist eingebannt in seinem Gedächtnis. Bilder, die sich nicht auslöschen lassen, die auch jetzt, nach fünfzig Jahren, noch in ihm sind.

Kreuzburg heißt dieser Ort, ein kleines Ackerbürgerstädtchen am Zusammenfluß von Pasmar und Keyster. Seine Ursprünge gehen zurück bis in die Zeit vor dem Deutschen Ritterorden, reichen bis ins 12. und 13. Jahrhundert. Eine uralte Peußenfeste, Witige genannt, um 1240 vom Orden unter dem Herzog Otto von Braunschweig erobert; umbenannt in Kreuzburg nach dem castrum Cruzeburg im Burzenlande; mehrfach belagert, verteidigt, erobert, ausgebrannt.

Polnischen Truppen gelang es im Jahre 1414, Haus, Vorburg und Viehhof in Brand zu stecken - die Burg blieb, wurde in den Jahren danach verpfändet, erstürmt und geschleift, sie verfiel und wurde wieder aufgebaut; im 16. Jahrhundert als Steinbruch genutzt, abgetragen bis auf die Grundmauern; erhalten blieben nur Reste der Ringmauern; ein einzelner Mauerbogen zeugte von vergangener Pracht und Stärke.

Vor den Mauern der alten Burganlage gab es eine Wassermühle und eine im Land bekannte Kapelle, St. Leonhard geweiht; in katholischer Zeit ein gut besuchter Wallfahrtsort; verfallen seit der Reformation.

Hochwasser schädigten und vernichteten Papier- und Wassermühlen an der Keyster; Menschen starben an der Pest, verbargen sich bei Überfällen in der mit Schießscharten versehenen und durch dicke Feldsteinmauern geschützten Wehrkirche, flüchteten bei Stadtbränden aus den Mauern der Stadt, kehrten zurück in den Schutz der Burg, entrichteten den Zehnten, bezahlten Steuern und Abgaben.

Garnisonen unterschiedlicher Nationalität wechselten; 1807 besetzten Franzosen die Stadt; nach ihrer Flucht vor den anrückenden russischen und preußischen Befreier quartierten sich preußische Truppen in den Mauern der Burg ein; dann wieder sind es die Russen, die wie bereits Mitte des 18. Jahrhunderts die Stadt besetzen.

Eine Stadt mit wechsellvoller Geschichte, an deren Rand L. mit seiner Einheit liegt, wohin ihn der Zufall militärischer Planung und die Überlegenheit gegnerischer Waffen verschlagen haben.

Deshalb kennt L. zu diesem Zeitpunkt auch nicht die historischen Daten und Abfolgen, die die Geschichte dieser kleinen ostpreußischen Stadt ausmachen. Und als er zusammen mit dem Bataillonsstab in den Kellerräumen der neuen Schule am Stadtrand einquartiert wird, erinnert er sich in der durch den Krieg vorgegebenen Hektik auch nicht daran, daß unweit von ihrer neuen Stellung in einem kleinen Kirchdorf Anno 1615 die Pfarrerstochter Neander geboren wurde. Als sie im Jahre 1637, in einer Pause des Dreißigjährigen Krieges, den Pfarrer Johannes Partatius heiratete, hat einer der Hochzeitgäste ihr ein Lied geschrieben, und so wurde sie das unvergeßliche „*Ännchen von Tharau*“.

L. weiß zu diesem Zeitpunkt nur, daß hinter ihm die Russen sind - russische Soldaten auf ihrem unaufhaltsamen Weg nach Westen.

Heute heißt der Ort Wladimirow und liegt an der polnisch - russischen Grenze. Doch auch das konnte L. seinerzeit nicht einmal erahnen, obwohl die künftigen Grenzlinien bereits gezogen waren, ausgehandelt zwischen den kriegführenden Großmächten *auf der anderen Seite*, den Gegnern Deutschlands und seiner Verbündeten.

Die deutsche Führung hatte zwar noch Truppen in Ostpreußen, die für sie kämpften, aber die Provinz, das Stammland Preußens, war bereits verspielt, vertan durch eine unsinnige Politik und dazu noch durch eine militärische Führung, die sich selber schonte, aber die ihr anvertrauten Soldaten in immer neue, taktisch unsinnige Kriegsabenteuer manövrierte, die unendlich viele junge Menschen das Leben kostete.

L. war abkommandiert als Bataillonsmelder, lag gemeinsam mit Kameraden aus der Nachrichtenkompanie in einem durch Holzpfeiler abgestützten Kellerraum. Gemeinsam waren sie froh und dankbar über diese Stunden relativer Ruhe und geringer Sicherheit.

Vor der Schule erhob sich ein niedriger Moränenhügel, Teil des Pommerschen Stadiums der Weichselvereisung, vom Eise aus Skandinavien bis nach hier gebracht, abgelagert auf seinem Grunde und liegengelassen, als es wieder wärmer wurde und der Gletscher vor weniger als zehntausend Jahren zunächst immer mehr abschmolz und hier, an dieser Stelle im Ostpreußischen, eine Weile liegen blieb, bis genügend zermahlene Steine, Schutt und Erde zusammen waren, um diesen kleinen Hügel vor den Toren der Stadt aufzuschütten.

Im sonst nur leicht gewellten Gelände und in den angrenzenden Talauen war es ein „Berg“, eine Anhöhe, auf die in Friedenszeiten Kinder ihre Schlitten zogen und kreischend vor Lust

und Lebensfreude talwärts führen; dahinter eine langgestreckte Mulde - baumlos, zugeschnitten.

Zum Bataillon gehörten zwei Vierlingsflak, einige Schützenpanzerwagen und eine 8cm-Flak, die im Erdkampf eingesetzt werden konnte. Zusammen eine Feuerkraft, die Kreuzburg wie in alten Zeiten an dieser Stelle zur Festung werden ließ.

Aber es gab natürlich auch noch *die andere Seite*; aus der Sicht von *L. den Feind* - Einheiten der Roten Armee mit Panzern, Grenadiern, Artillerie und Kommandeuren, nach deren taktischen Plänen Kreuzburg in möglichst kurzer Zeit einzunehmen war.

Man schrieb den 5. Februar des letzten Kriegsjahres, also 1945; der für diesen Frontabschnitt zuständige russische Offizier gab seinen Leuten den Befehl zum Angriff - frontal - mit leichter Artillerieunterstützung.

In langen Reihen kamen sie aus ihren Gräben, über den Hügel auf der anderen Seite der Bodenfalte, durch tiefen Schnee, in kleinen und größeren Gruppen - nicht einzeln und weit auseinandergezogen, wie es L. in seiner Ausbildung bereits als kleiner Pimpf gelernt hatte, um dem Gegner eine möglichst geringe Angriffsfläche zu bieten; braune Gestalten, mit umgeschnalltem Brotbeutel und umgürteter Decke; mit Pelzmütze, Filzstiefeln und Kalaschnikow; „Urräh“ auf den Lippen; sich damit Mut zurufend vor diesem Angriff, der vielleicht der letzte in ihrem noch so jungen Leben sein konnte. -

Vielleicht waren sie aber auch sicher, daß es nicht schwer sein dürfe, diese kleine Stadt zu erstürmen, einzunehmen und „die Fritz“ zu verjagen, in die Flucht zu schlagen.

Sie wußten nichts von den taktisch gut platzierten Vierlingsgeschützen, nichts von Panzerabwehrkanone und Maschinengewehren, die von geschulten, fronterfahrenen deutschen Militärs vor der kleinen Stadt Kreuzburg gut getarnt im Gelände verteilt waren; sie glaubten an ihre militärische Überlegenheit, vertrauten ihren Offizieren, die ihnen den Befehl zum Angriff gegeben hatten. -

Dreimal rollte die braune Welle in Richtung Stadtrand; dreimal wurde sie abgewehrt, niedergeschossen - niedergemäht; dreimal erstarb den Angreifern im Feuersturm deutscher Geschütze und den gezielten Schüssen der deutschen Verteidiger das „Urräh“ auf den Lippen.

Erst dann kamen die Stabsoffiziere auf russischer Seite zur Einsicht, erkannten, daß sie wider besseres Wissen ihre Soldaten in den Tod getrieben hatten, in einen sinnlosen Tod, einen *Heldentod*, der militärisch keinen Sinn machte.

Einen Tag abwarten, vielleicht auch zwei; Aufklärungstrupps, gut gedeckt und abgesichert, nach vorne schicken, den Ort umgehen, links oder rechts liegen lassen - der Widerstand der Deutschen, ihres Gegners, hätte sich von selbst aufgelöst, wäre *in sich* zusammengefallen.

Zufall, keine militärische Notwendigkeit, hatte zu dieser Schlacht vor den Toren von Kreuzburg geführt, diesem Inferno, den vielen hundert Toten, den nicht gezählten Verletzten und Verwundeten, von denen wir nicht wissen, ob sie den Transport in die Etappe, ins Feldlazarett und schließlich in die Heimat überlebten.

Wie viele Mütter in Rußland und der Ukraine, in Sibirien und dem fernen Kaukasus weinten um ihre im „Großen Vaterländischen Krieg“ vor den Toren des kleinen ostpreußischen Städtchens Kreuzburg gefallenen Söhne, ohne daß sie je erfuhren, wie sinnlos der Tod ihrer Liebsten *zu diesem Zeitpunkt*, an *dieser Stelle* des Krieges war.

L. hat hier die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Schlacht“ kennengelernt, die Auflösung der Angst im Nahkampf erlebt, erstmals das Weiße im Auge russischer Soldaten erkannt, gesehen, wie russische Offiziere in wehenden weißen Pelzmänteln, die Pistole in der Hand, h i n t e r einzelnen Gruppen russischer Muschiks hergelaufen waren, gehört, d a ß sie schrien, nicht verstanden, w a s sie von ihren Soldaten wollten. War es Anfeuerung, Drängen, Treiben oder Antreiben?

Warum trieben diese Männer - Kommissare, wie er heute weiß - andere Menschen, blutjunge Leute, die ihr Leben vor sich haben sollten, in den Tod?

Nach dem ersten gegnerischen Feuerstoß hätten sie erkennen müssen, daß an *dieser* Stelle kein Fortkommen, kein Durchkommen, keine Möglichkeit war, die Frontlinie zu durchbrechen, die Stadt einzunehmen.

Zumindest zu d e m Zeitpunkt, unter d e n Umständen, die sie in dieser Form nicht vorhergesehen hatten, bei umsichtiger Planung aber zumindest mit in Erwägung ziehen müssen.

Was war es also - warum - w a r u m ? ? ?

Fragen, die L. auch heute noch, nach fünfzig Jahren, beschäftigen, bedrücken, oft nicht zur Ruhe kommen lassen, in schlaflosen Nächten bedrängen.

Es war nicht der erste Kampf, in dem er Beteiligter war - aber noch nie in dieser Kompromittiertheit, dieser Kompromißlosigkeit und Maßlosigkeit, mit so vielen Toten und vor Schmerz schreienden und sich im Schnee windenden Verwundeten auf engstem Raum ... !

Es ist anzunehmen, daß diese Stunden vor dem idyllischen Landstädtchen Kreuzburg im tief verschneiten Ostpreußen L. zum entschiedenen Gegner militärischer Gewalt, zum Pazifisten, zum tiefen Verständnis der Bergpredigt aus den Erzählungen des Evangelisten Matthäus geführt haben.

Gleich nach Beginn des Artilleriebeschusses war der Stab aus den Klassenzimmern in die Kellerräume gezogen. Auf dem Flur hockten, eng aneinander gedrückt, zwei sowjetische Soldaten, Rotarmisten in ihrer erdbraunen Uniform. Sie hatten sich zu weit vorgewagt, das Schußfeld von Pak und MG unterlaufen können, waren verwundet und nun gefangen; eingeschüchtert, verängstigt - junge Menschen mit alten Gesichtern.

Nun warten sie in der Hektik eines Bataillonstabes im Kampfeinsatz auf ihre Vernehmung.

Doch was sollen sie aussagen? Sollen sie erzählen von den Hunderten Panzern, den T 34, die ihre Einheit aus dem fernen Swerdlowsk am Ural neu erhalten hat und die nun zum Angriff auf die deutschen Stellungen bereitgestellt werden; von den Panzerabwehrkanonen, den Nebelwerfern, der Stalinorgel, den Soldaten, ihrer Verpflegung, Namen von Einheiten, Stäben, ranghohen Offizieren, von Nachschub und Stimmung in der Truppe? Wer will diese Angaben auswerten? Wem nützen sie? Wem nutzt es in dieser Situation? Aber für gefangene gegnerische Soldaten gibt es Dienstvorschriften, in Akten und auf Formularen fixierte Rituale - der Antrieb der Militärmaschinerie ist defekt, das Ende des Krieges ist abzusehen - aber die Maschine bewegt sich - wenn auch immer mehr Teile zerstört werden, kaputt sind, ausfallen, nicht mehr zu gebrauchen sind.

Es wird Abend; Dunkelheit senkt sich auf Kreuzburg, auf die Schule mit dem Stab des Bataillons und seiner hektischen Betriebsamkeit.

Dann ein neuer Ton, ein kurzes Aufbellern eines Geschützes - kein langgezogenes Donnern - gleich nach dem Abschluß krachendes Getöse des Aufschlages - *ratsch bumm* - und wieder *ratsch bumm*, und so nennt auch der Landser diese Waffe.

Mit dem Abschlußknall ist das Geschloß schon da - keine vorausgehende und damit rechtzeitige Warnung, kein Heulen, Zischen, Pfeifen, mit denen sich der Tod ankündigt, keine Möglichkeit, sich hinzuwerfen und damit Schutz zu suchen.

Die „Ratsch-bumm“ vereinigen sich mit der Wucht der Granatwerfer; sie kommen weniger schnell als die Pak, die Panzerabwehrgrananten - aber ebenso mörderisch; sie kommen von oben, nicht von vorne wie die der Pak, durchschlagen die Dächer, sind mit Zeitzündern oder verzögernden Aufschlagzündern ausgerüstet, explodieren nicht beim Aufschlag, sondern streuen ihre tödliche Ladung später, u n t e r dem Dach, i n der Unterkunft, i m Unterstand.

Teuflische Technik - todbringend, von hochqualifizierten Technikern erdacht, konstruiert, auf Blaupausen gezeichnet; von Facharbeitern in Messing und Stahl gezogen; mit Pulver gefüllt und mit robuster und doch höchst sensibler Feinmechanik ausgerüstet - alles allein dem Zweck dienend, einen tödlichen Auftrag auszuführen; den Gegner nicht nur zu erschrecken, ihn abzuschrecken, zu vertreiben, sondern um ihn kampfunfähig zu machen, um möglichst viele Menschen auf einen Schlag zu verwunden oder zu töten . . !

„Soldaten der Arbeitsfront“ werden die Produzenten dieser Todbringer in Rußland genannt. Ihre Fabriken liegen weit in Sibirien, sind oft noch ohne Dach und Heizung, der Witterung fast schutzlos ausgesetzt - aber sie fertigen, produzieren Tag und Nacht Geräte, Waffen und Granaten; Waffen für ihre Soldaten, für den Tod ihres Gegners, für „Fritz“, *die Fritzten*, die unter Hitler und seinem Reichsmarschall ohne Vorankündigung und ohne Kriegserklärung in den Morgenstunden des 21. Juni 1941 in ihr Land eingefallen waren und den sie jetzt daraus vertrieben haben, zurückgedrängt i n d e r e n Land, i n d e r e n Heimat.

L. hat gesehen, wie sie sich rächen, wie sie Rache üben für das, was der Faschismus ihnen, ihren Angehörigen, ihrem Land angetan hat.

Zu dem Zeitpunkt weiß er noch nicht, daß ein auch über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus bekannter Schriftsteller, Ilja Ehrenburg, den Rotarmisten zugerufen hat, daß nur ein *toter* Deutscher ein guter Deutscher sei, daß jeder russische Soldat bereits vorher Absolution für seine Greuel und Untaten gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung erhalten hatte - aber er hatte Furchtbares kennengelernt, als sie bei einem Gegenangriff kurzzeitig russische Truppen aus deutschen Dörfern vertrieben hatten - - -.

Wie würden sich die Russen an L. und seinen Kameraden rächen? Was werden die gefangenen russischen Soldaten aus dem Keller der Kreuzburger Schule ihren Kameraden, ihren Vorgesetzten, ihren Polit-Offizieren erzählen? Wie wurden sie behandelt?

Werden sie sagen, daß L. sie *nicht* mißhandelt, daß er ihnen heimlich Brot zugesteckt hat? Wissen sie, daß L. *keinen* Hof in Rußland angezündet hat, daß er *nie* in der Ukraine war, daß L. nur deshalb hier, in diesem fürchterlichen Krieg ist, weil man es ihm *befohlen* hat ?
?

Der Morgen des achten Februar zieht herauf, und so, wie die Finsternis die Dämmerung und Helle die Dunkelheit verdrängt, vertreibt der Lärm des Krieges die Stille der Nacht. Diesmal setzt der *Stab von gegenüber* auf seine technisch-militärische Überlegenheit, setzt erst Granaten und dann seine Panzer ein.

Lärm von Motoren, Rasseln von Ketten, Schüsse aus Maschinenpistolen - was bleibt, ist die schnelle Flucht aus der Rückfront des Schulgebäudes.

Und während an der vorderen, der Straßenseite bereits Handgranaten aus den Seitenluken der T 34 in die unteren Räume fliegen, kriecht L. mit mehreren seiner Kameraden durch schmale Kellerfenster auf den Schulhof und rennt nun um sein Leben, jede kleine Deckung nutzend, im Zick-zack-Lauf wie flüchtende Kaninchen; wie auf einer Treibjagd beschossen von Panzern und Kalaschnikows.

Zum Hinwerfen - Aufspringen - Weiterlaufen, wie auf dem Kasernenhof gelehrt und den Soldaten anerzogen, bleibt keine Zeit; nur panische *Flucht* - laufen, springen, rutschen, jagen - bis das aus ihrer Sicht schützende Ziel, eine kleine bewaldete Schlucht wenige hundert Meter hinter der Schule, erreicht ist.

Wie in Kinderzeiten rutschen L. und seine Kameraden auf dem Hosenboden, kugeln wie eine Schneerolle hangabwärts; nur raus aus dem Schußfeld, dem Visier der *Jäger!*

Die Bäume bieten ihnen Schutz, lenken aber gleichzeitig Granatsplitter unberechenbar in alle Richtungen.

Erst auf der anderen Seite des kleinen schmalen Tales, auf dessen Grund im Frühling ein Bach plätschert, Blumen blühen und der Eisvogel in bunter Pracht Insekten fängt - finden sie sich wieder.

Ausgepumpt, am Ende seiner Kraft, spürt L. brennenden Schmerz in der rechten Wade.

Der dick gefütterte Stoff des Tarnanzuges hat offensichtlich Schlimmeres verhütet.

Ein Streifschuß, ein Querschläger, ein kleines Stück heißes Eisen hat das Hosenbein zerfetzt und eine Fleischwunde gerissen; nicht schlimm, vielleicht als „Heimatschuß“ die Rettung aus dem Inferno?

Im Schnee dunkle Körper - kriechend, stapfend, laufend, aber auch leblos, lang hingestreckt oder seltsam gekrümmt - im abgestreckten Arm noch die leichte italienische Maschinenpistole, die sie vor Tagen erhalten hatten.

Die *rettende* Schlucht, die Schutz verheißenden Bäume waren erreicht. Aber es war für viele seiner Kameraden ein trügerischer Schutz - vom Zufall getroffen - Heldentod für den Führer und seinen Reichsmarschall!

Wenige hundert Meter hinter der schmalen Schlucht mit dem kleinen Wäldchen ein einsames Gehöft. Ein Wohnhaus, dahinter ein Hof mit Dunghaufen und Wasserpumpe; auf zwei Seiten flankiert von Stallgebäude und Scheune.

An der offenen Seite dieses Vierecks schließt sich eine Weide an, jetzt, im Winter, nur am Gatter, den schiefen Koppelpfählen und drei schwach gespannten Drähten zu erkennen.

Zwischen Stall und Koppel zwei Strohmieten; vor dem Haus ein Bauerngarten mit drei, vier hochstämmigen Obstbäumen, einigen Beerensträuchern und längs am Haus eine mit Stroh und Erde abgedeckte Kartoffel- oder Rübenmiete.

Auch dieses Bild ist bei L. fest eingepägt. Obwohl er es weder für eine neue Geschützstellung noch für die Einrichtung einer Stabseinheit vermessen und bewerten mußte, könnte er es heute noch aus dem Gedächtnis aufzeichnen und dazu Größe, Form und verwendete Materialien angeben.

Aber nichts über die Bewohner dieses Hauses, nichts über Pferde, Kühe, Schweine, Gänse oder Hühner, die den Hof vor nicht zu langer Zeit bevölkerten.

Der Hof ist *frei*, ausgeräumt, der Bauer oder die Bäuerin mit ihren Kindern und Angehörigen, mit Mann und Pferd und Wagen nicht mehr an ihrem angestammten Platz.

Auch sie von „Kettenhunden“ vertrieben; oder haben sie diesen Ort, in den jetzt der Krieg mit voller Wucht und Urplötzlichkeit einbricht, in freier Entscheidung, einsichtig unter dem Zwang der Verhältnisse, verlassen??

Vom Bataillon sind noch etwa fünfzig Mann übriggeblieben - fünfzig von einigen hundert kampferprobten Soldaten, Unteroffizieren, Feldwebeln und Offizieren!

Aus der Kompanie von L. finden sich drei Mann wieder - drei von ehemals zweihundert- undfünfzig! Als kriegsstarke Kompanie waren sie von Berlin-Reinickendorf in Richtung Ostpreußen / Kurland in Marsch gesetzt worden. Bis auf die Chargierten alles junge Leute von siebzehn, höchstens achtzehn Jahren; keiner von ihnen nach dem Gesetz volljährig, keiner wahlberechtigt; viele von ihnen noch nicht einmal für *Filme ab 18* zugelassen; ausgesucht, abkommandiert als *Kanonenfutter*, wie - aus der Sicht der jungen Leute - *uralte Obergefreite* im Gespräch abfällig-mitleidig hinwarfen.

Wo sind die anderen zweihundertsiebenundvierzig? ? ? - Gefallen, erschossen, verwundet liegengelassen, übergelaufen, gefangengesetzt, erkrankt, an Hunger und Erschöpfung gestorben - - - .

Nur wenige haben es geschafft, sind, wie L., durchgekommen, konnten ihre Heimat, ihre Angehörigen, ihre Klassenkameraden wiedersehen.

Von dreien weiß L., daß sie dazugehören: einer mit zerschossenem Arm, der andere mit Lungensteckschuß und L. selbst - drei von zweihundertundfünfzig!

Inzwischen ist es später Vormittag geworden; es bleibt dunstig, neblig verhangen, trübe, als wenn es anfangen wollte zu schneien. Ein Offizier und zwei Feldwebel haben die Initiative ergriffen, die verbliebenen Leute um sich geschart und eingewiesen.

Der Hof soll bis zum Eintritt der Dunkelheit mit allen Mitteln, unter vollem Einsatz der vorhandenen Kräfte, verteidigt werden; dann geordneter Rückzug im Schutze der Nacht. Zwingende Notwendigkeit war eine gezielte Verteidigung, zurückhaltender, aber effektiver Gebrauch der Schußwaffen, sparsamer Umgang mit Munition.

Bei *Ausfall* - jeder der Angesprochenen weiß, was er darunter zu verstehen hat - sind Schußwaffe und Munition sofort an einen Kameraden weiterzugeben bez. von dem aufzunehmen.

An der Strohmiete, gut getarnt, da dick mit Strohballen eingepackt, steht eine 8,8 cm-Pak; dahinter, ebenfalls unter Stroh versteckt und gleichzeitig geschützt, ein leichter Panzer und ein SPW, also ein Schützenpanzerwagen. Für alle drei Besatzungen gilt der Befehl, daß der Einsatz nur erfolgen dürfe, wenn dazu eine zwingende Notwendigkeit bestehe, der Angreifer also vor dem Hof steht.

So lange wie irgend möglich, wollte man die Russen über die tatsächliche Stärke der kleinen Einheit, die sich hier neu organisiert und aufeinander eingestellt hat, im unklaren lassen. Nur so war eine echte Überlebenschance - zumindest für einen Teil der Gruppe - gegeben.

Und jeder von ihnen hoffte ja, daß er dazugehören würde, war deshalb auch bereit, sein Bestes und damit auch sein *Letztes* zu geben; und wenn schon nicht für sich selbst, so doch für seine Kameraden. Zumindest *einigen* von ihnen musste es gelingen, hier wieder herauszukommen!

Es dauert nicht lange, da rücken *sie* wieder an, kommen heraus aus der Schlucht, hinter den Bäumen hervor, werfen sich in den Schnee, schießen ungezieltes Störfeuer, springen zurück in den Schutz und die Dämmerung des kleinen Wäldchens.

Die Verteidiger des kleinen Hofes halten sich zurück, beobachten den Waldrand und die sich zeigenden braunen Gestalten, schießen gezielt.

Die Taktik des Angriffs hat sich gegenüber den beiden vorangegangenen Tagen geändert; erst soll der Feind ermüdet, zermürbt, ausgeschaltet werden.

Leichte Artillerie, Pak und vor allem Granatwerfer schießen sich ein. Und immer häufiger lösen sich Gruppen vom Waldrand, quellen aus der Tiefe der Schlucht auf das freie Feld, verschwinden wieder im Schnee.

Es ist 13,45 Uhr; L. liegt vor dem Haus im Schutze der kleinen Rübenmiete, richtet sein Sturmgewehr neu aus - zielt - schießt - duckt sich - läßt durch; plötzlich sieht er neue Gruppen brauner Gestalten auf dem Feld links von ihm - *günstige* Entfernung, aber *ungünstige* Schießposition.

Er springt auf und läuft in gebückter Haltung hinter der Deckung aus gefrorener Erde auf die andere Seite der Miete, an die Stelle, von wo er sich ein besseres Schußfeld verspricht. Mitten im Lauf trifft ihn urplötzlich, ohne jede Vorwarnung, ein heftiger Schlag gegen das linke Knie. Sein Bein wird nach hinten weggerissen, der Oberkörper kippt zur Seite, und das Gewehr fliegt im Bogen in den Schnee.

Kein Schmerz, kein Blut - nur ein kleines ausgerissenes Dreieck im gefleckten Stoff des Tarnanzuges.

L. stützt sich seitlich ab, will aufstehen, sein Gewehr nehmen - er *muß* doch *schießen*, abwehren, helfen, die Stellung bis zur Dunkelheit zu halten, um Zeit zu gewinnen, Zeit für die Flucht *nach hinten*, für den Rückzug ihrer kleinen Einheit in die eigenen Reihen, zurück in die Sicherheit, weg von den Russen . . . !

Aber es geht nicht, sein linkes Bein versagt den Dienst, läßt sich nicht anwinkeln, von *Aufstehen aus eigener Kraft* ganz zu schweigen; und es ist ihm auch nicht möglich, an sein Gewehr zu kommen, um es weiterzureichen an einen Kameraden, der hier, an dieser Stelle, seine Aufgabe übernehmen kann.

Immer noch kein Schmerz - aber L. spürt nun, wie es unter dem Tarnanzug feucht wird, wie Blut am Bein entlang in seinen Schuh fließt.

Angst steigt in ihm auf, Angst, daß er verbluten, daß er hier, zwischen Miete und Hauswand, im Schnee liegenbleiben könne . . . !

Aber seine Kameraden lassen ihn nicht im Stich, ziehen ihn durch die Tür ins Hausinnere, zerren ihn über den Flur, schieben ihn durch eine Luke in den Keller.

Ein Sanitäter schneidet ihm das Hosenbein auf, legt Verbandspäckchen auf, verbindet die Wunde.

L. ist der siebte oder achte, der vom „Sani“ auf den hier gelagerten Kartoffeln versorgt wird.

Gesprochen wird wenig im Keller des Hauses am Stadtrand von Kreuzburg.

Die Blicke der Verwundeten sind auf die Kellerdecke gerichtet.

Durch ein niedriges Fenster dringt genügend Helligkeit; sie können das Tonnengewölbe sehen, das die Decke stützt - kein Beton, kein Eisenträger, nur Ziegel, rote, einfach gebrannte Ziegel, ohne viel Mörtel vom Maurer vor langer Zeit nach jahrhundertealter Tradition mit handwerklichem Geschick zu einem langgestreckten Halbrund aneinandergesetzt; ein Ziegel stützt den anderen und wird vom nächsten abgefangen. Gemeinsam tragen sie das Haus über sich; fest, wie es scheint; unverrückbar, so könnte man glauben; ein Gewölbe, für die Ewigkeit bestimmt; aus Ziegel gesetzte Bogen, die auch Feuersbrunst überdauern würden. - - -

Doch jetzt ist Krieg, ein Krieg mit moderner Technik, mit Granaten, Pulver und Aufschlagzündern! Bei jedem Einschlag durch das Dach des Hauses rührt sich das Gewölbe, zittert, bewegt sich; schließlich löst sich der erste Stein aus seinem Verbund, fällt zwischen die Verwundeten auf die Kartoffeln, bröckelt es an anderer Stelle, senkt sich - so scheint es - den auf Kartoffeln abgelegten Soldaten entgegen - immer näher - immer weiter auf sie, als ob es sie begraben wolle.

Die Zeit schleicht endlos langsam. Die Soldaten im Keller hören die Schüsse, registrieren die Einschläge der Granaten, warten auf den Beginn der Dämmerung.

Es ist etwa drei Uhr, als es hell wird am kleinen Kellerloch, ihrer Verbindung nach draußen, in die Realität des Krieges - die Scheune brennt!

Einige Zeit später steht auch der Stall in Flammen. - Aber noch hält das Gewölbe, bietet den jetzt Kampfunfähigen weiter Schutz vor umherfliegenden glühendheißen Granatsplittern, vor Gewehrkugeln und herabstürzenden Steinen.

Aus den acht Verwundeten sind inzwischen zwölf, schließlich fünfzehn geworden. Dicht nebeneinander liegen sie; einige hocken an der Kellerwand, halten den Arm an den Körper gepreßt - immer wieder besorgte Blicke nach oben an die Kellerdecke - vom Sani kurze Informationen über die Lage *vor Ort*.

Es ist kurz vor vier, als auch das Wohnhaus brennt, in Brand geschossen von Granatwerfern und Leichter Artillerie der unentwegt angreifenden russischen Soldaten.

Den Verwundeten im Keller wird zugerufen, daß sie hochkommen sollen auf den Hof des Bauern. Kameraden kommen durch die Luke nach unten, helfen dem Sanitäter, die nicht gehfähigen Verwundeten nach oben und weiter zu den Fahrzeugen zu bringen.

Wer kann, hilft sich selbst, quält sich die steile Stiege hoch, läßt sich auf den SPW, den in Bereitschaft gehaltenen Schützenpanzerwagen, helfen.

Alles geht schnell, rationell, überlegt, ohne Hektik und Panik, fast routiniert, wie hundertfach geprobt und antrainiert. Ein Verwundeter nach dem anderen wird versorgt, aufgehoben, gestützt und weitergereicht.

L. bleibt im Keller, wartet, daß seine Kameraden kommen, auch ihn zu holen; aber auf der Kellertreppe rührt sich plötzlich nichts mehr. Niemand kommt, ruft, fragt und holt ihn.

Zum Krachen der Granaten und dem Bellen der Gewehre gesellt sich das Prasseln des Feuers im Obergeschoß des Hauses, das zunehmende Rauschen der Flammen - und dann auch Feuerschein vor der offenen Kellerluke über ihm!

L. weiß bis heute nicht, warum er liegengelassen wurde. Absicht war es ganz sicher nicht; Gleichgültigkeit gegenüber dem verwundeten Kameraden auch nicht.

Anzunehmen ist, daß sich mit dem schnell ausbreitenden Feuer, dem zunehmenden Druck und Tempo der Evakuierung einer auf den anderen verlassen hat.

Vielleicht hat auch noch jemand gerufen, daß er hinterherkommen solle. - Wer weiß? - -

Wie lange L. gewartet hat - er weiß es nicht. In der Erinnerung ist es eine endlos lange Zeit. Aber wie ist das Zeitgefühl unter Lebens- und Existenzangst? ? ?

L. hört plötzlich Schüsse aus der in der Strohmiete versteckten, von den Kameraden gut getarnten 8 cm-Pak; er weiß, daß damit die letzte Phase des Widerstandes eingeschossen wird, die Atempause, die für Sammeln, Aufsitzen und Abfahrt benötigt wird.

Er hört, wie Motoren angeworfen werden - steht auf, zieht sich die Stiege hoch, kann nicht über den Flur nach draußen, weil brennende Balken von oben kommen, *läuft* durch ein Zimmer, *klettert* aus dem Fenster, schafft es, aus dem Gebäude zu kommen, *läuft* weiter, erreicht den Panzer; Kameraden greifen von oben unter seine Arme und ziehen ihn am Koppel hinter die Geschützkuppel, während der Panzerfahrer unter Deck bereits den Gang eingelegt hat.

Was ihm später niemand glaubt, was der ihn behandelnde Stabsarzt für unmöglich erklärt, weil es biologisch, physiologisch und überhaupt aus medizinischer Sicht nicht funktioniert - der Oberschenkelknochen ist unmittelbar am linken Knie durch den Granatsplitter zertrümmert - L. ist *gelaufen*, nicht *gehüpft* oder gar *gekrochen*, *gelaufen* mit *beiden Beinen*, ohne Stock und ohne Krücken - durch ein brennendes Zimmer, über gefrorene Erde, festgetretenen Schnee und Eisrinnen - vom Haus bis an die Strohmiete zum rettenden Panzer - getrieben von Todesangst und unbändigem Lebenswillen. - - -

Was dann geschah, weiß L. nicht mehr. Eine gnädige Ohnmacht hält ihn gefangen, deckt ihn ein, läßt ihn die nächsten Minuten ohne Bewußtsein überstehen - die für alle unendlich langen Minuten vom Verlassen der Deckung über das vom Feuer hell erleuchtete Feld - als wehrlose Ziele auf dem Präsentierteller für Scharfschützen, Panzergrenadiere mit ihren Kalaschnikows und Kanoniere an der Abzugsleine ihrer Geschütze.

Und wieder ist es wie ein Wunder; kein feindlicher Schuß trifft; niemand fällt von den Fahrzeugen; einer klammert sich an den anderen, wird gehalten vom nächsten.

Mit Vollgas, laut heulenden Motoren, harten Kehren in tiefem Schnee jagt der SPW vom Gehöft, dicht gefolgt vom Panzer mit seiner lebenden Fracht; sie durchbrechen den Zaun, fahren über die Wiese, verlassen die Helle des Feuers, tauchen ein in Dunst, Qualm, Rauch und Dunkelheit; sind nach kurzer Zeit für die Rotarmisten nur noch zu hören - nicht mehr zu sehen; deren unmittelbares Ziel ist weiterhin das brennende Gebäude; es wird beschossen, niedergewalzt und nach einiger Zeit von ihnen *eingenommen*.

Andere russische Truppen sind inzwischen an Kreuzburg vorbei weiter vorgerückt, haben sich einige Kilometer westwärts wieder zusammengefunden. Der dadurch gebildete „Kessel“ mit den darin eingeschlossenen fünfzig deutschen Soldaten - mit einer Pak, einem Panzer und einem SPW - wird in keinem Wehrmachtbericht erwähnt, ist nach wenigen Stunden abgeschnürt, *eingenommen*, ausgelöscht.

Aber die fünfzig leben - etliche von ihnen verletzt, verwundet, verloren in diesem „Absetzgefecht“ Blut und Gesundheit - aber niemand von ihnen musste zurückgelassen werden, blieb liegen im Schnee, auf der frostharten Erde oder auf den Kartoffeln der letzten Ernte, im Keller des Hauses vor den Toren von Kreuzburg, der kleinen Ackerbürgerstadt im Norden der Stablack, an der Mündung der Keyster in die Pasmare, der Stadt, die nach dem Willen der neuen Herrscher „Slawskoje“ heißt, im natangischen Gebiet Solidow - - -

Die beiden gepanzerten Fahrzeuge mit ihrer lebenden Fracht rollen inzwischen weiter, südwärts, folgen der Straße.

Dunkelheit und tief hängende Wolken lassen die Umgebung nur erahnen, aber nicht erkennen.

Die Aufmerksamkeit wächst; Dutzende Augenpaare starren voraus ins Dunkel der Nacht - wo ist die Frontlinie - auf wen treffen sie - werden sie es schaffen? ? ?

Vor ihnen Gestalten, eine Gruppe auf der Straße, macht Platz, ordnet sich als Doppelreihe links und rechts am Straßenrand; durch diese Gasse rollen sie auf ihrem Panzer und SPW, erkennen lange *erdfarbene* Mäntel, die ihnen wohlbekannten zusammengerollten Decken über der Schulter, Stahlhelme, die anders geformt sind als ihre eigenen - sie sind mitten *in* einer Einheit der Roten Armee!

Ihr Glück ist in diesem Augenblick, daß niemand der russischen Soldaten *hinter* sich noch aktive feindliche Truppen vermutet, dazu noch in gepanzerten Fahrzeugen - .

Und dann geht alles sehr schnell; die deutschen Soldaten rufen, schreien, schießen ohne zu zielen; die Fahrer geben Vollgas, ziehen ihre schweren Fahrzeuge von der Straße, durch Gräben, brechen durch Dickicht, tauchen ein in den für sie zumindest relativ sicheren Schutz der Nacht - .

Und wieder haben sie es geschafft, sind dem Tod oder auch dem Teufel erneut von der Schippe gesprungen, der Gefangenschaft entgangen, haben das Gefühl, es endlich geschafft zu haben; was jetzt vor ihnen lag, *musste* die deutsche Linie, müssen die eigenen Kameraden sein!

Plötzlich fallen Schüsse, gefährlich nahe. Sie hören das Zischen der Gewehrkugeln. Geistesgegenwärtig blendet der Fahrer des SPW Licht auf - *deutsche* Soldaten, Gewehre im Anschlag, einige ohne Waffen heben die Arme - für sie können es nur *Russen* sein, eine feindliche Patrouille, ein Stoßtrupp, die Vorhut einer größeren feindlichen Einheit, die sie eingeholt hat und dabei ist, sie zu überrollen; denn sie sind *die Letzten*, der Abschluss, die Nachhut, versprengte Reste einer geschlagenen Armee.

Ein Offizier kommt, kurzer Wortwechsel - alle gesunden Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere, der SPW und der Panzer werden der Befehlsgewalt eines jungen Majors unterstellt, wieder eingereiht in die Frontlinie.

Die Verwundeten werden von den Fahrzeugen gehoben; Sanitäter teilen sie ein in „Dringlichkeitsstufen“. „Hiwis - hilfsfreiwillige Ukrainer in deutschen Uniformen, aber ohne Hoheits- und Rangabzeichen, lagern die Nichtgehfähigen, wozu nun auch L. zählt, in das Stroh kleiner Panjewagen, fahren sie zum Hauptverbandplatz in das nicht weit entfernte Zinten.

Hier werden sie eingereiht in die große Zahl Verwundeter. Nicht nur Soldaten, auch Frauen und Kinder - verletzte Zivilisten - werden, so gut es eben geht, medizinisch versorgt.

L. kommt in den „OP“, den Operationsraum, eine geräumige bäuerliche Küche in einem alten Fachwerkhaus, wird auf einen langen stabilen Tisch gelegt, an dem vor nicht allzulanger Zeit noch die Bäuerin gemeinsam mit ihrem Gesinde gegessen haben mag. Vielleicht war der Hof aber auch so groß, daß der Bauer mit seiner Familie im eigenen Speisezimmer saß und die Großmagd hier die Knechte, Mägde und die Hilfskräfte versorgte. Doch darüber macht L. sich in diesem Moment keine Gedanken.

Die Fenster sind mit grauen Wehrmachtsdecken verhangen; an niedrigen Balken hängen nackte Glühbirnen, spenden Licht für die Operateure; es riecht nach Blut, Schweiß und Karbol.

Auf dem Nebentisch wird einem Kameraden ein Geschoss oder ein Granatsplitter aus der Lunge geholt. L. sieht den aufgerichteten nackten Oberkörper, abgestützt und gehalten von einem Sanitäter, den Arzt mit dem Skalpell in der Hand, metallene Krallen, die eine Öff-

nung im Rücken des Landsers auseinanderziehen, Blut, das aus der Wunde fließt, und die Lunge, in der die Finger einer Hand nach Eisen tasten

Keine trennende Wand, kein Tuch, das ein Leiden vom anderen abgrenzt. Einer hat Teil an der Not und am Elend des anderen, in einer Unmittelbarkeit, wie sie nur in einem Kriege möglich ist und wie sie L. in seinem weiteren Leben nicht wieder erleben wird.

Als er sich wiederfindet, liegt er auf einer grauen Decke, im Stroh, auf der Erde, auf dem aus Lehm gestampften Fußboden eines langgestreckten Stalles, vor Raufen, an denen vorher Kühe ihr Futter bekamen, in einer Reihe mit anderen verwundeten, operierten, medizinisch notdürftig versorgten Kameraden.

Er ist benommen, weiß noch nicht so recht, wo er ist und vor allem, was mit ihm geschehen ist, will sich aufrichten, versucht, sich aufzustützen; und wieder geht es nicht. L. gleitet zurück in die Bewußtlosigkeit, wird wieder wach; sein Bewußtsein wird klarer.

Vor sich sieht er graues Uniformtuch in schwarzen Stiefeln, darüber ein weißer Kittel, hört eine Stimme, die ihn fragt, wie es ihm gehe, ob er Gefühl im Bein oder Schmerzen habe. Allmählich kehrt die Erinnerung zurück; mit ihr kommen die Bilder des letzten Tages, die ihn zeitlebens nicht wieder verlassen werden - Flucht, Granaten, Verletzung, Keller, brennende Balken, laufende Motoren; der geöffnete Rücken am Nebentisch.

Er weiß noch immer nicht, was los ist mit ihm, ob er sein Bein noch hat; ist es abgenommen, amputiert und weggeworfen???

Die Stimme über dem weißen Kittel gehört einem jungen Sanitätssoldaten, Assistenzarzt, wie er L. später erzählt, noch ohne Approbation, unmittelbar von der Uni an die Front, in den Kessel von Ostpreußen befohlen.

Der leitende Stabsarzt versorgte dringendere Fälle, bei denen es galt, unmittelbar Leben vor dem Ausbluten zu retten, hatte, nach einem kurzen Blick auf das verletzte Bein, „ampu“ gesagt; was für L. bedeutete, daß sein linkes Bein abgenommen, amputiert werden sollte. Eine Lösung, die der medizinischen Arbeitsweise auf den HVP, den Hauptverbandplätzen, entsprach; eine schnelle, effektive und im Verhältnis auch unkomplizierte Lösung; vielfach erprobt und immer wieder mit Erfolg angewandt; eine Lösung, die „im Normalfall“ sicherte, daß kein Wundbrand auftrat, die das Leben retten sollte und dafür das Bein opferte.

Es war eine der ersten großen Operationen, bei der der junge Arzt nicht mehr assistieren, sondern eigenverantwortlich Umfang, Art und Ausführung der Operation festlegen konnte oder mußte.

Er entschied sich für eine „erhaltende OP“, öffnete die Wunde, säuberte Einschusskanal und Fraktur, holte zertrümmerte Knochenteile und ein Stück scharfkantiges Eisen heraus, nähte Adern und Fleisch wieder zusammen und deckte die offene Wunde mit Mull ab.

Vom Sanitäter, der ihm bei der Operation assistiert hatte, ließ er sich ein von Länge und Breite passendes stabiles Brett geben, legte es unter Bein und Hüfte, befestigte es mit einem Verband und ließ das ganze mit Papierbinden - andere standen dem Sanitätspersonal seit langem nicht mehr in ausreichender Menge zur Verfügung - zu einem in sich stabilen Paket verschnüren.

Von der Mullbinde schnitt er ein Stückchen ab, legte den Granatsplitter hinein und band ihn L. um das linke Handgelenk - als Erinnerung an den Tag davor, an die Schreckensbilder der vorangegangenen Stunden und an den jungen Mediziner, der sein Glück versuchte, seine an der Universität erworbenen Kenntnisse anwandte und - entgegen der Empfehlung seines unmittelbaren Dienstvorgesetzten - sein chirurgisches Geschick, seine Fähigkeiten als Operateur unter Beweis gestellt hatte.

Ohne ihn wäre der Lebensweg für L. anders verlaufen. Er hätte zwar, wie anzunehmen ist, auch dann sein Leben behalten - aber sein Bein verloren, wäre, für alle sichtbar und für ihn zur immerwährenden Last, auch äußerlich ein Kriegsveteran, ein *K r ü p p e l* geblieben.

Als nun auch nach außen hin deutlich sichtbar gemachter „Verwundetentransport“, Fahrzeuge mit dem roten Kreuz auf weißem Grund, ging es wieder weiter, diesmal bis nach Heiligenbeil.

Hier gab es ein Feldlazarett, weiße Betten in sauberen Zimmern; warmes Essen, neue Verbände - und nach langer Zeit wieder Wasser und Seife!

Aber auch jetzt gab es für L. noch keine Ruhe. Die Front kam näher.

Für die Fahrzeuge fehlte Benzin oder Diesel; vielleicht war der Treibstoff auch von übergeordneten Stäben für ihren privaten Rückzug requiriert.

Die Front war in Auflösung, der ostpreußische Kessel wurde von der Roten Armee zugeschnürt, in kleinere Kessel zerlegt, eine Einheit nach der anderen in den zunehmend heftigeren Kämpfen zerrieben, vernichtet, aufgelöst.

Regulärer Nachschub war nicht mehr zu bekommen. Munition wurde knapper, Verpflegung mußten sich auch die Kampfseinheiten größtenteils selbst beschaffen; Verbandsmaterial, dringend benötigte Arzneien, medizinische Hilfsmittel - all das fehlte, die Lücken wurden größer, und die Moral der kämpfenden Truppe sank, wurde vielerorts nur noch gehalten oder sogar gestärkt durch die Sorge und die Angst vor den vorrückenden Rotarmisten, vor dem *Danach*, vor Gefangenschaft und *Sibirien*.

Rettung versprach die Ostsee, die Flucht über das Wasser.

Nächstes Ziel war Pillau, der einzige Hafen, von dem auch größere Schiffe auslaufen konnten.

L. gehörte zu denen, die mit einem Transportschiff der Deutschen Marine den Ostpreußenkessel verlassen sollten. Pferdefuhrwerke brachten ihn und die anderen Verwundeten an das Frische Haff.

Mit ihnen hatten Tausende Flüchtlinge das gleiche Ziel. Eine, wie es schien, endlose Kette von Wagen und Menschen bewegte sich über das Eis, einer hinter dem anderen, nicht in gerader Linie, nicht auf dem kürzesten Wege, sondern in Bogen und Schleifen.

Bomben hatten Löcher in das Eis gebrochen, hatten Pferde, Wagen und Menschen mit sich in das eisige Wasser gerissen.

Einer fuhr oder ging hinter dem anderen; jeder vertraute darauf, daß der Vordermann den Weg finden, ihm zeigen würde, wo das Eis noch fest und stark genug war, die Lasten zu tragen und nicht nur eine dünne Decke, trügerisch über Wasser gespannt, die bei der ersten größeren Belastung zerbrach und nur noch den Weg in die mörderische Tiefe freigab.

Es war das „Frische Haff“, das die Flüchtenden vom festen Land, der „Frischen Nehrung“ trennte; es war jedoch zu dem Zeitpunkt auf dem Eis nicht nur *frisch*, es war *bitter kalt* - wie das Wasser der Ostsee, das in diesen Tagen, beim Untergang des KDF-Dampfers „Wilhelm Gustloff“ für Tausende zum Grab wurde. Tausende, die hofften, oder auch glaubten, nun in Sicherheit zu sein, Not und Elend der Flucht überwunden zu haben. Besitz, Haus und Hof hatten sie hinter sich gelassen, aber das Leben gerettet - bis der Kommandant eines sowjetischen U-Boots den Befehl „Torpedo los!“ gab und damit - am 30. Januar des Jahres 1945 - das Schicksal von mehreren tausend Menschen, von Frauen und Kindern, besiegelte.

Am Rande des Eises wurde L. auf einen einfachen Pferdeschlitten, im Mecklenburgischen als „Slöp“ bekannt, geladen, gegen Wind und Kälte in einen Papiersack gewickelt, vor sich auf der Brust einen Brotbeutel mit Wehrpaß und den Krankenpapieren.

Als ein kleines Glied im Großen Treck wurde er so über das zugefrorene Haff auf die Neherung geschafft. Dann zwischen Kiefern und kahlen Birken, über langgezogene Dünen weiter, nun nach Nordosten, in Richtung Hafen.

Und wieder hatte L. Glück. In Pillau kam er in ein Kriegslazarett. Seine Wunde wurde frisch versorgt und das zerschossene Bein und der Körper bis zur Brust eingegipst.

Am Morgen des 12. Februar trugen ihn Marinesoldaten auf einer Trage in den Hafen.

Aber da lag kein Marinetransporter, kein Rote-Kreuz-Schiff am Quai; nur ein Seenotrettungskreuzer der Kriegsmarine war für diesen Verwundetentransport bereitgestellt.

Da sich Gips nicht knicken läßt, paßte L. nicht durch die Einstiegs Luke an Deck des kleinen Schiffes. Auf Geheiß des Bootskommandanten wurde er in die Koje der „Kapitänskajüte“ gelegt.

Mit tropischem Holz, edlem Mahagoni, war die Kajüte ausgeschlagen, die Kojenwand verkleidet; für L. deshalb so fest in der Erinnerung, weil er während der mehrstündigen Fahrt durch die Danziger Bucht bei recht bewegter See mit seinem schweren Korsett hilflos von links nach rechts und zurück von Backbord nach Steuerbord rollte und der Gips dabei tiefe Rillen und Schrammen in die rot geflammte Maserung grub.

Der Kommandant verzog schmerzhaft sein Gesicht, als er nach dem Rechten sehen wollte - aber zu seiner Ehre sei gesagt, daß er weder fluchte noch schimpfte, nur tief Luft holte, die Vorhänge der Koje zuzog und sich wieder zurück an Deck, an seinen Ausguck begab.

Denn auch auf See lauerten Gefahren, und für L. bedeutete die Ruhe in der komfortablen Unterkunft durchaus noch keine Sicherheit.

Es war zwar nicht anzunehmen, daß ein feindliches U-Boot Jagd auf dieses kleine Schiff mit der Rot-Kreuz-Flagge am Mast machen würde, aber sie konnten gekapert werden, auf eine der zahllosen Minen treffen, von einem Jagdbomber getroffen oder auch von einem feindlichen Schiff aus beschossen werden.

Aber sie kamen durch viel Glück und sicher auch durch die Aufmerksamkeit der Schiffsbesatzung und das seemännische Können des Kommandanten heil an ihrem Zielort, dem Danziger Hafen im Mündungsgebiet der Mottlau, an.

Wir schreiben den 12. Februar des Jahres 1945. In langen Reihen liegen verwundete Soldaten in den zugigen Fischhallen am Hafen der alten Hansestadt. Sanitäter kommen und gehen, bringen zu trinken, und es gibt sogar zu essen.

Decken schützen notdürftig gegen die Kälte; von draußen ist das Tuckern von Schiffsmotoren und der Schrei von Möwen zu hören.

Aber kein Geschützdonner, kein Rasseln von Panzerketten, kein Pfeifen von nahenden Geschossen, und auch von Luftalarm ist in der Nacht nichts zu hören.

Was nun werden soll, weiß L. niemand zu sagen. Er ist zu einem in jeder Beziehung fremdbestimmten Objekt geworden; er *wurde* gefahren, getragen, transportiert, aufgehoben und abgelegt; er *bekam* sein Essen, eine Decke und seine Transportpapiere.

Nichts von dem konnte er selbst bestimmen, sich aussuchen oder eigenständig in Anspruch nehmen.

Wie ein Kleinstkind war er von einer Minute zur anderen von seinen Mitmenschen, von deren guten Willen abhängig geworden, mußte sich rund um die Uhr versorgen lassen und war damit auf Gedeih und Verderb anderen Menschen *ausgeliefert*.

Am Morgen des nächsten Tages plötzlich Unruhe in der Halle; Stabs- und ranghöhere Feldärzte, begleitet von Offizieren in feldgrauer Uniform, dahinter Feldgendarmerie mit Stahlhelm und Blechschildern an Ketten auf der Brust - Kettenhunde nennt sie der Landser. Sie suchen nach Wehrdienstfähigen, nach Verletzten, die noch gehen und ein Gewehr oder eine Panzerfaust tragen könnten.

In der Reihe von L. wird keiner gefunden, den diese Kommission wieder an die Front, zurück in die Schrecken der vorderen Linie jagen kann.

Einige Zeit später kommen Sanitäter und Hilfspersonal mit Tragen, transportieren L. und seine ebenso hilflosen Kameraden nach draußen.

Doch an der Quaimauer liegt kein Schiff, um die lebende Fracht aufzunehmen. Die Verwundeten, die im Sinne des Wortes „Getroffenen“ dieses Großen Krieges, werden auf Sankras, Sanitätskraftwagen, geladen, die mit ihnen weg vom altehrwürdigen Krantor durch die Stadt zum Bahnhof rollen.

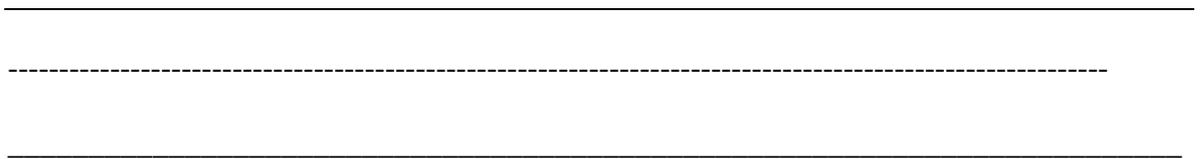
Aneinandergereihte Güterwagen, Viehwaggons, ausgebaut zum Lazarettzug.

Dreistöckig stehen Schlafpritschen übereinander; in der Mitte ein Kanonenofen; sogar einen Tisch mit zwei Stühlen gibt es und - für L., die verwundeten Soldaten und ihre Betreuer von besonderer Wichtigkeit - an den Seiten der Waggons und auf den Dächern große, weithin sichtbare rote Kreuze, aufgemalt auf weißen Grund.

L. und seine Kameraden waren sich sicher, daß sie damit auch unter dem Schutz des Internationalen Roten Kreuzes standen, fühlten sich fast wie auf exterritorialem Gebiet, außerhalb des Kampfesgeschehens, versorgt und behütet. Für sie schien der Krieg zu Ende.

In der Dunkelheit der Nacht rollt der Zug aus dem Bahnhof - westwärts, aus der Freien Reichsstadt Danzig in Richtung Stettin und damit

heim ins Reich!



E p i l o g

Seit den schrecklichen Tagen und Wochen im Winter 1944/45 sind mehrere Jahrzehnte vergangen. L. ist wieder in Ostpreußen, aber diesmal als Tourist, besucht gemeinsam mit seiner Frau Stätten, die er als Siebzehnjähriger kennengelernt hat.

Sommer liegt über Masuren; sie erleben die Weite der Landschaft, unberührte Natur, sitzen an schilfumgürteten Seen, fahren durch endlose Kiefernwälder.

Quartier haben sie in der Nähe von Lötzen, im Herrenhaus eines ehemaligen Gutshofes.

Von der Terrasse reicht der Blick weit über den Löwentinsee bis zur Leczenburg.

Mit dem Boot können sie über einen kleinen Kanal in den Mauersee und, wenn sie wollen, kreuz und quer durch die masurische Seenplatte fahren.

Das Grundstück gehört der staatlichen polnischen Gewerkschaft; ist jedoch, wie man den beiden versichert, nicht als *Erholungsheim für Arbeiter* gedacht, sondern nur für *Ingenieure* und *leitende Kader*.

L. und seine Frau sind in dem Ort, der übrigens heute Gizycko heißt, mit den anderen Teilnehmern einer Reisegruppe des Deutschen Reisebüros zusammengetroffen.

Es ist eine sozial bunt zusammengewürfelte Gesellschaft mit höchst unterschiedlichen Interessen. Das hat den Vorteil, daß die beiden nicht gebunden sind, sich ihre Zeit selbst einteilen und ihre Reiseziele nach eigenem Ermessen aussuchen und bestimmen können.

Diesmal befiehlt kein Vorgesetzter in der grauen Uniform des *Bataillons „Hermann Göring“*, wohin es wann zu gehen habe - und vor allem, die Luft ist nicht mehr „eisenhaltig“ wie dreißig Jahre vorher.

Ohne Gefahr für Leib und Leben können sich die beiden in der freien Natur bewegen, die Landschaft, den Urlaub genießen.

L. zieht es nach Norden; aber *Kreuzburg* und *Tharau*, *Insterburg* und *Trakehnen* sind für ihn in diesem Urlaub unerreichbar, liegen jenseits der polnisch-sowjetischen Grenze.

Sie kommen bis Goldap - das auch heute noch so heißt, nur daß der Name anders ausgesprochen werden muß - im Nordwesten von Masuren, am Ostabhang der Seesker Höhen, die hier im Seesker Berg stattliche 309 Meter über NN erreichen.

Zum Beginn des Ersten Weltkrieges, im August 1914 und im folgenden Winter, wurde der Ort mehrfach von den Russen eingenommen und von der deutschen Armee wieder zurückerobert. Vierzehn Soldatenfriedhöfe im Kreisgebiet waren Nachweis für die Härte der Kämpfe zu Beginn des zwanzigsten Jahrhundert. –

Nicht gezählt wurden die Toten vom 18. Oktober 1944, als die Rote Armee in Goldap einbrang, nicht die von Anfang November, als deutsche Truppen in zweitägigem Häuserkampf das kleine Städtchen zurückeroberten und sie am 21. Januar des Jahres Eintausendneuhundertfünfundvierzig der Übermacht ihrer Feinde wieder weichen mußten.

Kein Friedhof, kein Ehrenmal, kein stiller Ort des Gedenkens legte Zeugnis ab von der Schrecklichkeit der Kämpfe, den Schmerzen der Verwundeten, dem Leid der Angehörigen und der Not der Flüchtenden.

Als L. am Ortsrand Aufnahmen macht, werden beide von einem polnischen Milizionär angesprochen und mit auf die Wache genommen.

Was wollen diese beiden, L. mit seiner Frau, in der Nähe der Grenze? Wollen sie die Sicherungsanlagen ausspionieren, oder sind es ehemalige Hofbesitzer aus dieser Gegend, die *ihr Eigentum* besichtigen wollen?

Ihre Pässe werden eingezogen; es wird inspiziert, kontrolliert, telephonisch mit Dienstvorgesetzten kontaktiert, ein Dolmetscher geholt, nach Geburts- und Wohnort gefragt. Und wieder wird verglichen - voller Argwohn und Mißtrauen.

L. vermeidet es, den Uniformen und Zivilen von seinen Erlebnissen im Winter der Jahre 1944/45 zu erzählen, fordert - mit gebührender Zurückhaltung - die Freilassung, erzählt von seinem Beruf *als Geograph*, von interessanten *Stauchmoränen* am Rande des Ortes, von einem vorgelagerten kleinen *Urstromtal* - so typisch, daß er es fotografiert habe - .

Nach langanhaltender Befragung, gründlicher Überprüfung und der eindeutigen Auflage, das Grenzgebiet nicht wieder zu betreten, erhalten sie ihre Ausweise wieder, können die Milizstation endlich verlassen und haben damit wieder ihren Status als Touristen erlangt. L. und seine Frau fahren in ihrem PKW zurück nach Lötzen - über eine längere Strecke gefolgt von einem grauen „Lada“!

L. gelingt es, Erinnerungen an die Erlebnisse im Kriegswinter 44/45 zu verdrängen, sich zu lösen von der Vergangenheit.

Beide erleben schöne, für sie unvergeßliche Urlaubstage. - Bis auf einen Tag, den L. im nachhinein gerne gestrichen hätte.

Nicht weit von Gizycko entfernt liegt Ketrzyn, das frühere *Rastenburg*; in seiner Nähe der Wallfahrtsort „*Heiligelinde*“. Doch die Insassen der zahlreichen Busse mit internationalen Kennzeichen - die meisten jedoch mit „D“ für „Deutschland“ - wallfahren nicht zu der kleinen idyllisch gelegenen Kirche an der Heiligen Linde, sondern lassen sich in das ehemalige Hauptquartier des Obersten Befehlshabers aller deutschen Truppen - *Adolf Hitler* - bringen.

Bereits Dutzende Kilometer von dieser Stelle entfernt, verweisen größere und kleinere Richtungsschilder in bunter Vielfalt auf das „Hitler-Haus“, das „Haus von Hitler“, die „Festung Hitler“ oder auch auf die „Wolfsschanze“, wie die von Hitler selbst gewählte Tarnbezeichnung lautete.

Wie am Rande eines riesigen Jahrmarktes oder einer der modernen Freizeitparks drängen sich Busse, PKW und Menschen aus aller Herren Länder, von diesseits und jenseits des Ozeans.

Parkgebühren und Eintrittsgelder werden kassiert, Gruppenführungen zusammengestellt, Filme gezeigt, Andenken in unglaublicher Vielfalt und unsäglichem Kitsch angeboten; es wird angepriesen, angestaunt, gefilmt und fotografiert.

L. und seine Frau lösen sich aus dem Rummel, gehen vorbei an zyklischen Mauern, meterdicken, stahlbewehrten Betonwänden, sehen, wo Claus Graf von Stauffenberg am 20. Juli 1944 um 12,42 Uhr Rauch an der Stelle aufsteigen sah, wo er Minuten vorher seine Aktentasche mit der Bombe stehengelassen hatte.

Von der Wucht der Detonation wurden zwei Generale, ein Oberst und ein Stenograph getötet - aber Hitler blieb am Leben, wurde nur leicht am Bein und Ellbogen verletzt.

Gänzlich unverletzt bleibt Keitel, der Marschall Hitlers, obwohl oder weil er direkt neben seinem Führer am Kartentisch der Baracke gestanden hatte.

Die Presse darf jubeln, daß *die Vorsehung* dem von allen *heißgeliebten Führer* beigestanden, ihn *seinem Volk* erhalten habe. - - - .

In der Nähe stehen die Betonklötze, in denen Himmler, Bormann und andere Partei- und Wehrmachtsgrößen gelebt und gewirkt haben.

Schilder machen aufmerksam auf Gäste- und Nachrichtenbunker, zeigen an, wo Diener, Friseure und Ärzte ihre befestigten und allseitig geschützten Domizile hatten, wo die Adjutantur, wo Kasino und Kurhaus standen und, nicht zu vergessen, das alte und das neue Teehaus.

Dass auch eine Sauna in einem gesonderten Bunker untergebracht war, versteht sich nun schon von selbst. Schließlich war es *harte Arbeit*, die die Herren hier in ihren braunen, schwarzen und silbergrauen maßgeschneiderten Anzügen zu leisten hatten. Und wer von ihnen mochte oder konnte dabei auf den gewohnten Luxus verzichten???

Tausende Kubikmeter Kies und Zement, Hunderte Tonnen Stahl wurden hier verbaut, eigens eine Eisenbahnstrecke von Rastenburg bis in den Wald mit der künftigen „Wolfsschanze“ verlegt, zunächst nur für den Materialtransport, dann für den Sonderzug, mit dem Hitler anzureisen pflegte.

Das Hauptquartier, mitten im Walde gelegen, wurde nie von feindlichen Bomben getroffen; es war abgedeckt durch riesige Tarnnetze, die Bäume, Wiesen und Sträucher vortäuschten, in drei Sperrkreisen durch meterhohe Drahtzäune und Spanische Reiter gesichert; bewacht von abgerichteten Hunden und disziplinierten, speziell ausgesuchten, hervorragend ausgebildeten Soldaten und den schwarz gekleideten Angehörigen der SS - kenntlich am stilisierten Totenkopf auf Kragenspiegel und Kopfbedeckung; zusätzlich geschützt und abgesichert durch weitflächig ausgelegte, raffiniert getarnte Teller- und Treminen.

Bereits bei leichter Berührung explodierten sie, und noch lange nach Ende des Krieges haben dadurch Bauern und Waldarbeiter, Pilzsammler und Neugierige - darunter etliche Kinder - ihr Leben oder ihre Gesundheit verloren.

Wolfsschanze war der Tarnname für diesen Ort, den Hitler vom 24. Juni 1941, drei Tage nach Beginn des Russlandfeldzuges, bis zum 30. November 1944 als Hauptquartier nutzte, in dem Pläne für militärische Aktionen entwickelt, vorgetragen, geändert, verworfen oder angenommen wurden.

Auf Karten und in Sandkästen wurden Einheiten - eigene und die des Gegners - eingesetzt, versetzt und umdisponiert, Verluste an Menschen und Material des Gegners und der eigenen Truppen vorausgedacht, ins Kalkül gezogen, bis ins Detail durchgeplant.

Stets ging es dabei um „Einheiten“, um *Divisionen* und *Regimenter*, eventuell auch noch mal um einige *Kompanien* - aber nie *um Menschen!*

Das Schicksal, die Gesundheit, das Leben der *einzelnen* Soldaten spielte bei diesen Planspielen keine Rolle, konnte - wie bei mathematischen Übungen bestimmte Stellen hinter dem Komma - vernachlässigt werden.

Hier, im Rastenburger Wald, der „Wolfsschanze“ Hitlers, wird L. vorgeführt und damit zum ersten Male in dieser Konkretheit bewußt gemacht, wie sich die höchsten Leiterkader von Staat und Armee selber schützen ließen, wie von ihnen und für sie vorgesorgt war, damit auch *nicht einer* von ihnen von Kampfhandlungen betroffen oder gar getroffen werden konnte.

Keine Bombe, keine Granate, keine Maschinengewehrkugel konnte diese Mauern durchschlagen, konnte eindringen in diese klimatisierten, bestens ausgestatteten Räume, in denen kaltblütig, geschäftsmäßig - in lässiger oder militärisch straffer Haltung, vielleicht das Monokel am Auge, die Zigarettenspitze in gepflegter Hand, der Anzug sorgfältig gebürstet und gebügelt, die Stiefel von der Ordonnanz auf Hochglanz poliert - der Tod von Menschen nicht nur rechnerisch *eingelant*, sondern für die Realität *vorausgeplant* wurde.

In diese *Wolfshöhle* hatten sie sich verkrochen, sich selber schützend und andere opfernd. Nichts hat L. in diesen Wochen derart erschüttert, wie diese Erkenntnis, das Wissen davon und darüber, wie viele Menschen *von hier aus*, von dieser Stelle, die er seit seinem Gang durch das Ruinenfeld des Hitlerschen Hauptquartiers exakt orts- und raumbezogen bestimmen kann, durch Orientierungen, Weisungen und Befehle in den Tod geschickt wurden.

Er denkt an seine Einheit, an die zweihundertfünfzig Mann, die von Reinickendorf aus Ostpreußen erreichten, am Rande der masurischen Seenplatte durch Schnee und Eis zogen, die kämpften, litten und starben; an die wenigen, die geschwächt, verwundet, verstümmelt, vom Krieg gezeichnet für ihr ganzes Leben, den Ostpreußenkessel verlassen und die Heimat erreichen konnten.

Wolfsschanze bei Rastenburg - ein Stigma für L. bis in sein Alter!

Bevor L. und seine Frau von Lötzen aus heimwärts fuhren, gruben sie einen kleinen Wacholderstrauch *mit all seinen Wurzeln* aus, packten ihn sorgsam ein, nahmen ihn mit aus der ostpreußischen Erde nach Hause.

Nun steht er, stark und hochgewachsen, als Erinnerung und lebendes Mahnmal auf dem Neuen Friedhof von Rostock, auf dem Grab einer guten Bekannten, die 1945 mit ihren Kindern, mit ihrer Familie von einem Bauernhof bei Goldap in langem, mühseligem und gefährvollem Treck quer durch Ostpreußen gezogen ist, auf diesem Weg ihr letztes bisschen Hab und Gut verloren hat, aber sich und ihre Kinder „ins Reich“, in eine zunächst relative Sicherheit bringen konnte, und deren Lebensweg in Bad Doberan, einem kleinen Städtchen an der mecklenburgischen Ostseeküste, endete.

Eine notwendige, von uns aber nicht weiter kommentierte Ergänzung:

Silvester 1944

Winfried von Oven, Pressereferent des Reichspropagandaministers
Joseph Goebbels berichtet über diesen Abend:

*„Zum Essen wird eine Gans serviert. Spender ist der
Gauleiter von Schlesien, Hanke. ... Später sitzen
wir in der Halle vor flackerndem Kaminfeuer. Als das
alte Jahr zu Ende geht, erklingt im Radio das <Preu-
bische Bekenntnis> von Clausewitz, gesprochen von
Heinrich George.*

*In seine letzten Sätze mischen sich, von zarten Gei-
gen getragen, die Klänge des Deutschlandliedes.
Mit dem letzten Glockenschlag hebt das eherne Dröh-
nen der Glocken an, das in den machtvollen Gesang
des Liedes <O Deutschland hoch in Ehren> übergeht.
Wir haben uns erhoben. Frau Goebbels weint; auch wir
sind in ergriffener Stimmung“*

Nachtrag

Der Bericht von L. ist naturgemäß subjektiv, eine Aneinanderreihung von Erlebnissen und Empfindungen, nicht eingebettet in allgemeine Zusammenhänge, in den militärischen Verlauf des Kriegsgeschehens in der von ihm erlebten Phase.

Deshalb folgen für einen interessierten Leser an dieser Stelle einige Ergänzungen, die das Gelesene zumindest teilweise objektivieren können.

Hauptquelle - neben einigen anderen - war für L. dabei das Sammelwerk „Der Zweite Weltkrieg“ vom Reichenbach Verlag (ISBN3-7735-2514-1).

Fernschreiben des Chefs des Generalstabes des Heeres an den Chef der Sanitätseinrichtungen des Heeres, zuständig für alle Sanitätszüge, vom 20. Juni 1944:

„Auf den Dächern der Wagen ist das Genfer Kreuz auf quadratischem Feld von 3 m Seitenlänge in Signalrot auf weißem Grund Anzubringen: Künstliches Eindunkeln und Anwendung gedeckter Farben ist nicht statthaft. Die deutliche Sichtbarkeit des Kennzeichens ist durch rechtzeitige Erneuerung des Farbanstriches sicherzustellen. (H 20 / 762)“

Die Umsetzung dieses Befehls des Chefs des Generalstabes bedeutete in der Praxis, dass nach internationalen Abkommen von dem Datum an in keinen Lazarettzug ein Wagen mit Fliegerabwehrkanonen („Flak“) eingegliedert werden durfte. Dass trotzdem mit dem Roten Kreuz gekennzeichnete Lazarettzüge von Tieffliegern angegriffen und beschossen wurden, war leider bittere Realität.

Seit Juni 1944 greift die Rote Armee an der Ostfront aus dem Raum Witebsk - Smolensk - Rogatschew unentwegt an, überrennt und vernichtet die Heeresgruppe Mitte und steht bereits fünf Wochen später an der Weichsel südlich von Warschau und an der Grenze von Ostpreußen. Über 700 Kilometer in nur fünf Wochen!

Doch die Rote Armee greift unentwegt weiter an, dringt in Ostpreußen ein, steht im Oktober in Warschau, rollt im Süden die Verbündeten des Deutschen Reiches - Rumänien und Ungarn - nacheinander auf, stürmt in den Rücken der deutschen Balkanfront, nimmt Mitte Oktober Belgrad ein, erobert Budapest. -

Aber dann kommt eine Pause. Der schnelle Vormarsch war teuer erkaufte. Die Russen stürmten buchstäblich ohne Rücksicht auf Verluste.

Mitte November stabilisiert sich die Ostfront; sie beginnt im Norden am Kurischen Haff, führt durch ostpreußisches Gebiet bis zum Narew, folgt diesem Fluss bis zu dessen Mündung in die Weichsel und weiter bis quer durch Warschau hindurch.

Den Nordabschnitt hielt die im Sommer zerschlagene und nur notdürftig neu aufgebaute Heeresgruppe Mitte unter dem Oberbefehl des Generalobersten Reinhardt.

Auf sowjetischer Seite standen den deutschen Truppen zwei Heeresgruppen unter den Befehlshabern Rokossowski und Tscherniakowsky gegenüber.

Mitte Dezember 1944 beträgt das Kräfteverhältnis Rote Armee - Wehrmacht bei der Infanterie 9 : 1, bei Panzern 6 : 1, bei Artillerie 10 bis 15 : 1!
Auch die Luftherrschaft ist an den Gegner übergegangen.

Am 12. Januar 1945, nachts 1,30 Uhr, beginnt das russische Trommelfeuer an der Front des Baranow-Brückenkopfes.

Die Feuerdichte auf russischer Seite beträgt 250 Geschütze und Stalinorgeln, von den Rotarmisten „Katjuschas“ genannt, die Mehrfachraketenwerfer.

Das bedeutete, **alle vier Meter** stand ein Geschütz oder ein Raketenwerfer! Eine nicht zu überbietende Feuerkraft, der die Deutschen nicht viel entgegenzusetzen hatten.

Am 13. Januar durchbricht im Norden die Heeresgruppe Tscherniakowsky die deutschen Linien an der ostpreußischen Grenze und südlich davon. Der Vormarsch zielte auf Königsberg und Samland.

Rossakowskis Angriffsdivisionen stürmen Richtung Elbing und Danzig. Das ganze war eine wohldurchdachte, gut geplante großräumige Klammerbewegung, um Ostpreußen *vom Reich* abzutrennen.

Gauleiter Koch verhinderte die geordnete Rückführung der Bevölkerung aus Ostpreußen ins Reichsinnere, die technisch und zeitlich möglich gewesen wäre. Statt dessen ließ er von Männern, Frauen und Kindern, von allen, die Schaufel und Spaten halten konnten, Panzergräber ausheben und Feldbefestigungen anlegen - drei Linien hintereinander; militärstrategisch, wie sich bald zeigte, völlig bedeutungslos.

Der Vormarsch der Roten Armee ist rasant, von den deutschen Truppen nicht mehr aufzuhalten. Binnen zehn Tagen sind die Truppen Rossakowskis, in S-N-Richtung angreifend, bis zur Ostsee durchgestoßen und erreichen das Südennde des Frischen Haffs. Sie haben damit den größten Teil der Heeresgruppe Mitte nach Ostpreußen abgedrängt und eingeschlossen.

Bis Mitte März vollzog sich das Schicksal Ostpreußens endgültig.

Auf einen immer kleiner werdenden Kessel um Heiligenbeil zusammengedrängt, geht die 4. Armee unter.

Ausgewählte Daten zur Chronologie des Jahres 1945

23. Januar - Kessel von Ostpreußen wird geschlossen.
Die Russen erreichen das Gebiet von Elbing.
- Beginn der Transporte von Flüchtlingen, Soldaten und Verwundeten aus Ostpreußen und den Häfen der Danziger Bucht.
Bei den Seetransporten verlieren 14.000 Menschen ihr Leben.
30. Januar - Das ehemalige KDF-Schiff „Wilhelm Gustloff“ sinkt nach einem Torpedo-Angriff; 5200 Flüchtlinge und Besatzungsmitglieder sterben.
- Sowjetische Truppen erreichen die Oder zwischen Frankfurt und Küstrin.
- Uraufführung des historischen Kriegsfilms „Kolberg“ mit Heinrich George und Kristina Söderbaum unter der Regie von Veit Harlan.
4. - 12. Februar- Konferenz von Jalta zwischen Stalin, Roosevelt und Churchill.
Hauptthemen: Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen;
Bildung eines alliierten Kontrollrates und deutsche Reparationsleistungen.
8. Februar - Beginn einer sowjetischen Offensive aus dem Raum Steinau und Lenbus gegen Breslau.
- Britische und kanadische Verbände beginnen nach massivem Artilleriefeuer und Luftangriffen westlich der holländischen Stadt Nimwegen am Niederrhein die Offensive gegen deutsche Stellungen.
9. Februar - In der Bucht von Danzig wird der deutsche Verwundetentransporter „General von Steuben“ von einem sowjetischen U-Boot versenkt;
von über 4.000 Menschen an Bord werden nur 630 gerettet.
10. Februar - Elbing wird von der 2. Weißrussischen Armee eingenommen.
Auf Weisung Stalins feuern 224 Geschütze einen Freudensalut von 20 Salven.
- Preußisch-Eylau wird von der Roten Armee besetzt.
12. Februar - Peru erklärt Deutschland den Krieg.
- 13./14. Februar - Einheiten der britischen Luftwaffe greifen Dresden an, zerstören die Stadt und töten dabei Tausende Flüchtlinge.
25. März - Der Kessel um Heiligenbeil wird geschlossen.
9. April - Kapitulation Königsbergs.
25. April - Kapitulation Pillaus.
- Ostpreußen vollständig von den Truppen der Roten Armee eingenommen.
8. Mai - Bedingungslose Kapitulation Deutschlands.

Kleiner historischer Exkurs:

Ostpreußen - eine preußische, polnische oder deutsche Provinz ? ?

- 1500 v. Chr. - Jüngere Steinzeit; Sesshaftwerden von Menschen an mehreren Flussläufen im späteren Ostpreußen, u. a. an der Goldap.
- Um 60 n. Chr. - Ein römischer Ritter holt für Kaiser Nero Bernstein aus dem Samland, von der Küste zwischen dem Frischen und dem Kurischen Haff.
- 98 n. Chr. - Tacitus erwähnt in der „Germania“ den Bernsteinreichtum dieses Gebietes.
- 600 b. 700 - Wikinger siedeln an der Küste.
- 1216 - Erhebung der slawischen Prussen gegen Bischof Christian.
- Der Papst gibt dem Ritterorden das neu eroberte Land „zum ewigen Besitz“.
- 1309 - Der Ritterorden verlegt seine Residenz von Venedig nach Marienburg.
- 1410 - Vernichtende Niederlage des Deutschen Ordens bei Tannenberg.
- 1520 - „Reiterkrieg“: Nikolaus Kopernikus rüstet die Burg Allenstein zur Verteidigung gegen den Deutschen Orden.
- 1543 - Erste größere Siedlergruppe der von Karl V. ausgewiesenen Holländer trifft in „Preußen“ ein; 1556 folgt die zweite.
- 1552 - Besiedlung des nördlichen Landes durch die Litauer.
- 1618 - Tod des letzten Herzogs von Preußen. Preußen fällt als Lehen der polnischen Krone an Brandenburg.
- 1626 - Gustav Adolf von Schweden besetzt Pillau, richtet in Elbing sein Hauptquartier ein.
- 1640 - Friedrich-Wilhelm, der Große Kurfürst, tritt die Regierung des Landes an.
- 1701 - Preußen wird Königreich. Krönung Friedrich Wilhelms III. in Königsberg.
- 1732 - Ansiedlung der „Salzburger“ in Preußen.
- 1773 - Durch Kabinettsorder erhalten die beiden Provinzen des Königreiches ihre Namen: Westpreußen und Ostpreußen.
- 1807 - Flucht der preußischen königlichen Familie über Königsberg und die Kurische Nehrung nach Memel.
Besetzung des Landes durch die Franzosen.
- 1871 - Ost- und Westpreußen werden zu Provinzen des Deutschen Reiches.
- 1871-1910 - Periode der Auswanderung: 1,3 Millionen Menschen verlassen das Land.
- 1914 - Erster Weltkrieg - Schlacht bei Gumbinnen und Tannenberg. Die in Ostpreußen eingedrungene russische Armee wird vernichtend geschlagen.
- 1939 - Ostpreußen hat eine Fläche von 36996 Quadratkilometer und 2,5 Millionen Einwohner.
- Oktober 1944 - Einmarsch der Russen in Ostpreußen.
- 1945 - Eroberung Ostpreußens durch die Truppen der Roten Armee.
Auf der Potsdamer Konferenz wird Ostpreußen in einen sowjetischen und einen polnischen Verwaltungsbezirk geteilt.
- 7.4.1946 - Gebiet Königsberg, jetzt Kaliningrad, wird Teil der RSFSR, jetzt Rußlands, der südliche Teil Ostpreußens zur polnischen Woiwodschaft Olsztyn, früher Allenstein.
Die noch ansässige deutsche Bevölkerung wird fast vollständig zwangsausgesiedelt.
- 1947 - Alliiertes Kontrollratsbeschuß über die Auflösung des (zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr bestehenden) preußischen Staates.